



Berlin, den 9. März 1901.

Bergpredigt.

Seiner Hoheit Li-Hang Tschang, Vicelkönig in Kuang-Tung am Peking.

Deiner großmächtigen Hoheit erhabener Bruder, der Vicelkönig von Pe-Tschili, der leidend in Peking liegt und mit der letzten Kraft, die Altersgebresten ihm ließen, des Barbarensturms verheerende Wirkung zu mildern bemüht ist, hat seinem Diener aufgetragen, Deiner Weisheit Bericht über einen Vorgang zu erstatten, der unserer Herzen Hoffnung hinweggerafft hat wie Dürre eines Reisfeldes reife Frucht. Der ehrwürdigen Tschunghwa Noth ist Dir, Herr, besser bekannt als dem niedrig Geborenen, der zu Dir zu sprechen wagt, weil der Befehl ihm ward, und besser als er auch kennst Du den Trost, der in trüben Tagen unserem fast schon verzweifelnden Sinn erwachte. Wie wäre auf Deiner Höhe Dir verborgen geblieben, was in des Thales Enge keinem Liberatus entging! So schwer der Schlag war, der, seit vor sieben Monden die Faust der Vaterlandsliebe sich ballte, uns getroffen hat: weniger denn je brauchen heute wir zu verzagen. Furchtbar werden die Folgen sein, doch auch heilsam, wie jedes lässig gewordenen Volkes Heimsuchung. Dem Kaiser Weng-Wang ward, da er zu jagen ging und um seines Speeres Erfolg das Schicksal befragte, in alter Zeit einst geweissagt, keinem Tiger werde er noch einem Drachen begegnen, wohl aber einem Weisen, der würdig sei, dem größten Fürsten in den Staatsgeschäften Rath zu ertheilen. Und als des Himmels annoch herrschender Sohn zum ersten Male das gelbe Kaiserkleid anthat, hieß es, ihm sei beschieden, unter den Trümmern des Reiches die unzerstörbare Wurzel der Volkskraft zu finden. Die Weissagung ward,

heute wie damals, erfüllt. Wer ungebundenen Auges uns den fremden Eroberern vergleicht, kann mit Fug uns nicht der Schwäche zeihen. Panzerthürme führen sie mit, Feuerschlünde und Mordwerkzeuge von jeglicher Art; und von Land und Meer steigt aus diesen Menschenvernichtungsmaschinen der Rauch, wie Opferdunst, zu dem Altar ihres Götzen auf, den sie Kultur nennen und dem sie Anbetung erzwingen wollen. Doch ihrem Wesen fehlt die Einheit, die allein Kraft verleiht. Daß sie in Stämme und Staaten zersplittert sind, deren jeder dem anderen das Sonnenlicht neidet, deren keiner des anderen Vortheil ohne Scheelsucht zu schauen vermag, wußten wir längst, war uns längst eine Gewähr, die einzige beinahe, endlichen Sieges. Höhere Hoffnung aber dürfen wir aus der Erkenntniß schöpfen, daß diesen stark Scheinenden Lehre und Leben unvereinbar ist. Das Gebet, das sie auf den Lippen tragen, und die Sittlichkeit, die ihr strenges Wort fordert, wuchsen nicht in dem Lande, das ihr Wille sehnüchtig sucht. Im schlichten Mantel der Demuth und Nächstenliebe schleichen sie um das Geschößt, in dem ihre Gier den Schlüssel zu Macht und Herrlichkeit verborgen wähnt. An solcher tiefen Unwahrhaftigkeit allen Redens und Thuns müssen sie scheitern. Ihr Götze ist thönern, ihr Sittengesetz aus dünnen Holzfasern gefügt. Peinigen können sie uns, auf Jahrzehnte hinaus noch die Blume der Erdmitte der zarten Frühlingsblätter berauben, doch uns nimmer vernichten. Jetzt kennen wir sie; und daß sie uns wecken, selbst uns die Binde lösen, wird eines Tages sie noch gereuen. Wir gaben uns nie anders, als wir sind: nüchtern, nur der Vernunft Vorschriften gehorsam, nur den Geschäften einer uns vertrauten Welt zugewandt; und die Welt, die wir kannten, suchten wir so zu gestalten, wie der Nutzen gebot, zu gebieten schien. Nicht reich sind wir an Vorstellungen; aber zwischen Lehre und Leben giebt es bei uns keine Kluft. Weit mehr als jetzt waren wir vor zweihundert Jahren bedroht. Da lockten die Barbaren uns mit zärtlichem Lächeln in ihre Gemeinschaft, Christenpriester nahmen unsere Ahnenverehrung in ihren Gottesdienst auf, reichten Kong-Fu-Tse in die Schaar ihrer Heiligen; der Papst Klemens, der solche Anpassung an die Asiatensitte verbot, hat uns den größten Dienst erwiesen. Keine Lockung hat über uns ferner Gewalt und niemals werden wir von dem Boden weichen, den der Väter Weisheit den Enkeln bestellte. Westländer lehrten mich das Gesetz, daß im Kampf ums Dasein der Sieg Dem sicher ist, dessen Rüstung den Bedingungen dieses Kampfes am Besten genügt. Unsere Bedürfnisse sind geringer, unsere Arbeitsleistungen größer als die der Weißgesichter; unser Glaube spricht nicht aus durchhöhl-

tem Grund und wir schämen uns nicht des Geständnisses, daß der Vortheil, das Streben nach Gewinn allein uns leitet. Auch jenseits des Wassers herrscht dieses Streben; doch wie eine unreine Regung, wie das Saat in den Menschenleib werfende Sied wird es ängstlich vor allen Blicken verhüllt. Wir müssen siegen, weil wir, in unseres Wesens ungebrochener Einheit, die Stärksten sind, für die besondere Art der kommenden Marktkämpfe am Besten gerüstet. Ein Jahrhundert kann darüber hingehen; was ist in Tschunghwas vieltausendjähriger Geschichte? Und stehen wir aufrecht, die unbezwinglichen Herren der gelben Welt, dem weißen Khan im Norden neben uns eng verbündet, können wir mit unseres Stromes Ueberfälle, wie es uns beliebt, Europas versickernde Rothflüßchen speisen: dann erst werden die Bewohner der armen Halbinsel erkennen lernen, was sie sich thaten, als ihre blinde Wuth mit Schwert und Feuer in unseren Frieden brach.

Deines Dieners Geschwäg hat Dich, so muß er fürchten, ermüdet. Verzeihe ihm, Herr, daß er auszusprechen sich erdreistete, was in Tagen bittersten Wehs ihm einziger Trost war. Von den Gräueln, von all der grausamen Willkür, die sein Auge ringsum sah, konnte er schweigen; den ersten Strahl, der nächstens des Morgens Nahen ankündet, durfte er Deinem Blick nicht verbergen. Wohl sahst auch Du ihn, früher gewiß als ich; doch schien es Pflicht, Dir zu melden, daß er auch in den Niederungen schon sichtbar ward. Und sogleich wird Deine Weisheit erkennen, wie wenig mein Weg sich von dem traurigen Gegenstande entfernt hat, über den zu berichten mir, dem unwürdigsten Diener, Deiner Hoheit Bruder befaßt.

Dem Gerücht hatten wir nicht geglaubt. Jeder zwar war darauf gefaßt, daß der Feind Opfer fordern würde, und in Aller Mund waren die Namen der Mandarinen, die seiner Rache ausgeliefert werden sollten. Wie eines thörichten Weibes Erfindung aber klang uns die Mär, auch zweier Prinzen Häupter würden verlangt und die Söhne des Mandshuhhauses sollten gezwungen werden, selbst Hand an sich zu legen. So unklug sind die Barbaren nicht, zwecklos den Zorn des Volkes zu reizen, dem sie ihre daheim unverwerthbaren Waaren aufdrängen wollen. Des ärgsten Irrthums muß ich mich schuldig bekennen: ich spottete des Geredes. Denn ich habe, Du weißt es, im Westen gelebt, aus den Bildungsquellen der Europäer ein paar Tröpflein in meinen kleinen Becher geschöpft, ihren Glauben und Aberglauben kennen gelernt. Wie sollten sie den Selbstmord empfehlen, der ihnen verabscheuenswerth scheint, wie eine That gewaltsam erzwingen, deren Beihelfer sie im eigenen Land unter die Anklage der strafbaren Tötung stellen?

Wer durch Bedrohung einen Menschen zum Selbstmord treibt, verfällt in Europa des Gesetzes Strenge; und Europäer, Christen, denen jede nach ererbtem Geburtrecht herrschende Familie heilig ist, sollten Fürstensöhnen den Selbstmord befehlen? Im Kriege gilt ohne Erbarmen die Macht; doch unglaublich dünkte mich, der Feind könne den Schein der Gewalt scheuen und, statt seine Henker mit dem Nachwerk zu betrauen, eine Handlung heischen, die nur der grimmigste Hohn eines freien Willens Ergebnis nennen könnte. Doch das Gerücht log diesmal nicht und auf der Lippe erstarrte der Spott, als mein Auge des Schlarlachstiftes gebietende Schriftzüge sah. Von des Himmelssohnes Hand stand es da: die Prinzen haben durch Selbstmord ihre Verbrechen zu sühnen. Ihre Verbrechen! . . . Nicht als ein blinder Knecht stehe ich anbetend vor jedes Großen That und fern sei mir, zu verhehlen, daß in der Bedrängniß auf unserer Seite zuerst gegen die Pflichten der Menschlichkeit gesündigt wurde. Welches Frevels aber sind jene Prinzen schuldig, die nicht einmal, wie Tuans finstere Hoheit, den Aufstand leiteten, die ihm nur nicht entgegentraten? In der dem Herrscherhaus gefährlichsten Stunde haben sie den Mandschustamm dadurch gerettet, daß sie die Volkswuth von ihm ab auf die Fremden lenkten. Die Dynastie war verloren, wenn die Masse an ihr keine Stütze fand, wenn um den Drachenthron alle Häupter sich feig vor dem Eindringling beugten. In Heldenliedern preist der Westen sonst solche Ketterthat. Jetzt sollten, die sie vollbracht hatten, mit eigener Hand ihres Lebens Faden durchschneiden.

Der Jüngere ließ mich rufen. Aus der Zeit, da Dein erhabener Bruder ihm noch rathend zur Seite stand, kannte er mich als einen mit der Barbaren Sitten Vertrauten. Von ihnen sollte ich nun erzählen, Herz und Hirn einer Menschheit ihm schildern, die zu so gräßlicher Forderung sich entschloß. Mehr noch als jedem Andern schuldet dem Sterbenden man lautere Wahrheit; so hub ich denn an. Die Völker, die jetzt an unserer Küste schalten, glauben an einen sanften Gott, der sich, ohne zu zucken, in Menschengestalt von den Mächtigen kreuzigen ließ. Kein Opferrthier darf ihm fallen, kein Blutstropfen seines Altars reine Stufen besudeln. Den Schwachen hat er gelebt, ist er gestorben. Denen, die friedfertig sind, dem Uebel nicht widerstreben, nach irdischen Schätzen nicht trachten. Liebe ist sein Wesen, läuternde, erlösende Liebe; und kein Vorwand, kein Nothwehrrecht entschuldigt ihm Den, der Gewalt braucht, und sei es gegen Gewalt. Des Herrn ist die Rache; dem Herrn hat der aus Erde Geschaffene sie zu überlassen. Und diesem Herrn beugen sich Alle, beugen die Könige sich an der Spitze des Heers und sein Gebot

wird von hunderttausend Kanzeln in hundert Zungen gepredigt. Einer Jungfrau Sohn ist dieser Gott und jungfräulich will er die Herzen seiner Gemeinde, die arm und keusch, waffenlos und barmherzig sein soll . . . Weiter kam ich nicht. Wie einen Irren starrete des Fürsten fahles Gesicht mich an; mühsam nur fand er seinem Zorn endlich Worte. Nun erst fühle er ganz seine Ohnmacht, da ein Knecht sich erfrehe, ihm in seines Lebens letzter Stunde mit offenem Hohn zu begegnen. Vom entwertheten Leben werde so ihm der Abschied leicht. Doch bitter sei es, in dem Vertrauen auf eines oft verpflichteten Mannes Treue sich so getäuscht zu sehen. Und herrisch wies seine Hand mich hinaus. Umsonst war meine ehrerbietige Bitte, umsonst die Bethuerung, ich hätte nur Wahrheit gesprochen. Er hörte nicht mehr. Ungeört wollte er die Straße gehen, die ihm zu wandeln befohlen war.

So zu scheiden, schien mir unmöglich. Wie oft hatte ich aus diesem Raum Gnadenbeweise mitgenommen und sollte ihm als ein Vignier nun den Rücken kehren! Der Prinz achtete meiner nicht; einsam, wohl von Mißtrauen gegen fremde Hilfe gepackt, rüstete er sich für die letzte Reise. Ein reines Gewand; und alle Ehrenzeichen, die je einem Mandshu verliehen wurden. Schon hatten bewaffnete Boten ihn gemahnt: es sei Zeit. Scham und Schmerz brannten mir in den Schläfen. Gab es wirklich denn keine Rechtfertigung? Doch; ein kleines Buch konnte mich retten. Einem boshaft schielenden Kuli, der lästern die Mission umschlich, hatte ich es vor dem Palast abgenommen. Drüben nennen sie es das Neue Testament und halten es heilig. Von der Hanlin-Hochschule her war mirs bekannt, seit der Zeit, da ich das Verhältniß des Kaisers Jung-Tscheng zu den fremden Lamas durchforscht hatte, die ihn belehren wollten. Nun schlug ich es auf; und während der Prinz, als sei ich gar nicht im Zimmer, seine letzten Vorbereitungen traf, entspann sich ein Zwiegespräch, dessen ich auf dem Totenbett noch gedenken werde. Er sprach nicht zu mir; und doch klang unsere Rede zusammen.

„Wir hatten versäumt, uns im Kriegsdienst zu üben. Immer habe ich gewarnt und immer wurde ich abgewiesen. Wir herrschten über ein friedliches Volk und unsere Gesittung sei zu alt, um dem Barbarenbeispiel folgen zu können; so ward von Mächtigeren mir gesagt. Jetzt sind die Mordmaschinen und Feuerstünde auf uns gerichtet und all der hundertfach in den Schulen Geprüften Weisheit schützt nicht einmal unser Leben.“

„Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr. Selig sind die Sanftmüthigen; denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen.“

„Es war vorauszuſehen. Aber wir waren zu träg und ſachten über das alte Sipangu, das dem Weſten nachahmte. Der Tag mußte kommen, da unſeres Bodens Schätze den Meid der Fremden erweckten.“

„Ihr ſollt Euch nicht Schätze ſammeln auf Erden, da ſie die Motten und der Roſt freſſen und da die Diebe nachgraben und ſtehlen. Niemand kann zween Herren dienen. Entweder er wird den einen haſſen und den anderen lieben; oder wird dem einen anhangen und den anderen verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon.“

„Wie durften wir Schonung hoffen, da wir doch wußten, daß drüben von je die nackte Gewalt herrſcht, der Starke den Schwachen unbarmherzig erſchlägt und gegen den Feind jedes Mittel geſtattet iſt? Ihr Sinnen geht nur auf den Krieg, an ihn denken ſie früh und ſpät; und wenn ſie zum Schwert greifen, mahnet keine Stimme ſie mehr zu Milde und Menſchlichkeit.“

„Ihr habt gehört, daß da geſagt iſt: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber ſage Euch, daß Ihr nicht widerſtreben ſolltet dem Uebel; ſondern ſo Dir Jemand einen Streich giebt auf Deinen rechten Backen, Dem biete den anderen auch dar. Und ſo Jemand mit Dir rechten will und Deinen Rock nehmen, Dem laß auch den Mantel. Ihr habt gehört, daß geſagt iſt: Du ſollſt Deinen Nächſten lieben und Deinen Feind haſſen. Ich aber ſage Euch: Liebet Eure Feinde, ſegnet, die Euch fluchen, thut wohl Denen, die Euch haſſen, bittet für Die, ſo Euch beleidigen und verfolgen, auf daß Ihr Kinder ſeid Eures Vaters im Himmel.“

„Ich darf nicht klagen, nicht ſtaunen. Wir waren die Schwächeren; und den Ueberwundenen weißen ſie mitleidlos immer dem Tod.“

„Ihr habt gehört, daß zu den Alten geſagt iſt: Du ſollſt nicht töten; wer aber tötet, Der ſoll des Gerichts ſchuldig ſein.“

Jetzt wurde er ungeduldig. Was ich da ſchwage, wolle er wiſſen. Buchſtaben vor Buchſtaben wies ich ihm nach, daß ich nicht gelogen hatte, daß er wirklich das Sittengeſetz der Chriſtenheit in Händen hielt, das Evangelium der Völkergemeinſchaft, deren Panzerthürme ſich draußen drohend erhoben. Als er endlich glauben mußte, reichete er in erneuter Huld mir die Hand und ſein Auge leuchtete froher. Die Hoffnung ſei ihm wiedergekehrt; denn ſolches Feindes Sieg könne nicht dauern. Und weil ich der Bringer ſo guter Botſchaft war, dürfe ich bleiben.

Dann that er. Ruhig. Nicht die Wimper hat ihm geſuckt. „Du ſagteſt ja, daß Ihr Gott Alles ſieht“, war ſein leztes Wort. Und die Antwort: „Nach

ihrer Priester Lehre des Herzens verborgenste Falte“. Das Siegel lächeln der stolzeſten Mandſchukrieger lag auf ſeiner Lippe. Und war er im Tod ihnen nicht gleich geworden? Auch er ſtarb für ſeines Hauſes Ehre.

Die Wächterſchaar trat ein und blieb, biſ der Leib ganz erkaltet war. Dann wurde bei Trommelwirbel der Selbſtmord bekannt gemacht. Und die Männer im dunklen Kleid, die wir als Kinder ſchon unter uns herumhüſchen ſahen, gingen hin und priefen in ihren Kirchen des ſanften Gottes Allmacht. Des Gottes, der geſagt hat: Die Rache iſt mein; und: Du ſollſt nicht töten. Da ſchüttelte ich mein Gewand und machte mich auf, meinem Herrn das Geſchante zu melden.

Schweigend hörte in Peking Dein erhabener Bruder, des Himmelsſohnes Vertreter, meinen Bericht. Den Blick ſchien er in weite Fernen zu ſchicken. Langſam hob er den Kopf von der Lagerſtatt und ſprach, nach einer Pauſe: „In ſeinem Zelt lauſchte in alter Zeit ein Mongolenthan dem Glaubenszank zwiſchen Neſtorianern und Franziskanern. Als ſie ſich heißer geredet hatten, ſagte er: Wir gelben Menſchen glauben aufrichtigen Herzens an des Himmels Macht, der, wie der Hand mehr als einen Finger, der Menſchheit mehr als einen Weg zum Heil gab. Uns ſandte er weiſe Männer, deren Rath wir gehorchen. Euch ſchickte er Heilige Schriften, die Ihr leſt, nach deren Lehre Ihr aber nicht lebt. . . Dein Bericht iſt, mein Sohn, wahrlich nicht angethan, eines Greiſes düſteren Sinn zu erhellen. Der Opfer-
tod, den Du ſahest, wird eines Tages vielleicht den Anfang vom Ende der Mandſchuherrſchaft bezeichnen. An die Unverleglichkeit der Kaiſerfamilie iſt der Glaube zerſtört und ſolchen Verluſt ertrug kein Regentengeſchlecht jemals lange. Doch ich ſelbſt gab den Rath, mußte ihn geben, um zu verhüten, daß des gepeinigten Volkes Wuth in hellen Flammen aus der Aſche ſchlug und jetzt ſchon des Thrones Gebälk verſengte. Und mir blieb ein Troſt. Dieſe werden mit ihres Glaubens unlebendiger Lehre Wenige nur noch aus unſeren Reihen an ſich zu locken vermögen. Denn Jeder muß nun merken, wie ſie das Teſtament ihres ſanftmüthigen Gottes vollſtrecken. Und von unſerer Küſte nehmen als Erinnerung ſie die Drachſenſaat mit, aus der langwieriger Sader ihnen erwachſen wird, Zwietracht und blutige Frucht. . . Ich erwarte die Geſandten. Erſtatte meinem Bruder am Peking Bericht und melde ihm, nun ſei der Friedeſchluß nah.“

Alſo that ich. Möge Deiner Hoheit Glanz in Gnade leuchten
Deinem gehorſamen Diener

Wang-Hai-Tſü.



Die Reform der Hauswirthschaft.

Der größte Emanzipator der Frauen war nicht Condorcet, nicht Poppel, nicht Mill. Alle ihre Reden und Argumente, alle Kämpfe ihrer männlichen und weiblichen Gesinnungsgenossen hätten die Ketten, in denen das weibliche Geschlecht geistig und körperlich seit Jahrtausenden schwachtet, nicht um eines Haars Breite gelockert, wenn nicht eine wortlos wirkende Kraft dauernd die Vorarbeit leistete. Es ist die selbe Kraft, die den Hausfrauen und Haustöchtern eine Arbeit nach der anderen entriß, die Spindel durch die Spinnmaschine, die Handweberei durch den mechanischen Webstuhl, die Handnäherei durch die Nähmaschinenarbeit ersetzte und den Weg von dem primitiven Licht der schwälenden Pechfackel zur ruhig strahlenden Glühlampe, von dem durch die dauernde Sorgfalt und Aufmerksamkeit der Frauen mühsam erhaltenen Herdfeuer zur Gasflamme und zur Centralheizung führte und täglich in neuen, Arbeit sparenden und die Arbeit erleichternden Erfindungen zum Ausdruck kommt.

Aber spricht nicht die wachsende Zahl der den Fabriken und Werkstätten zuströmenden Frauen gegen die befreiende Wirkung dieser Kraft? Spricht nicht auch die rasche Zunahme der weiblichen Erwerbsthätigkeit in bürgerlichen Berufen gegen sie? Vielen, die in jeder vorwärtsführenden Bewegung eine unheilvolle Zerstörerin sehen, weil sie rücksichtslos die Trümmer der Vergangenheit aus dem Wege räumt, erscheint es so; Andere, die zwar die Nothwendigkeit des Fortschrittes begreifen, sehen doch mit Schmerzen, wie er alte Ideale zerstört, und sie wagen deshalb nicht, offen in seine Dienste zu treten. Blicken wir unbeeinflusst von Vorurtheilen und Gefühlen der Pietät den Dingen ins Gesicht, so sehen wir zwar deutlicher noch als die Gegner die anschwellende Masse des weiblichen Proletariats, aber wir sehen auch auf der anderen Seite, wie es, je mehr es aus den engen vier Wänden seines physischen und geistigen Heims herausströmt, desto stärker zu geistigem Leben erwacht und in Reihe und Glied mit den männlichen Arbeitgenossen um seine Befreiung ringt. Und wir sehen, wie der Horizont der Frauen der bürgerlichen Kreise, deren Zeit der Haushalt nicht mehr ausfüllt, sich nach und nach erweitert, wie ihre Bedürfnisse wachsen, wie der dadurch gesteigerte Zwang zur Erwerbsarbeit auch sie der engen Sphäre entreißt, in der sie so lange vegetirten. Die Unzufriedenheit und das Freiheitsbedürfniß, jene Schrecken aller Dunkelmänner, treiben die proletarischen wie die bürgerlichen Frauen vorwärts; Beide hätten sie niemals empfinden gelernt, wenn sie noch an dem selben Herdfeuer saßen wie vor dreitausend Jahren und noch an der selben Spindel den Faden drehten, aus denen die Kleider der Familie gewebt werden sollten.

Aber so günstig diese wirtschaftliche Entwicklung den Frauen war, so wenig haben sie bisher verstanden, sie auszunutzen. Die Frauenbewegung besonders, die mit so großem Aufwand von Lungenkraft und Druckschwärze für die Befreiung des weiblichen Geschlechtes aus geistiger und rechtlicher Knechtschaft eintritt, ist auf die nothwendigen Voraussetzungen dieser Befreiung nur sehr selten und sehr schwächern eingegangen. Es giebt Vertreterinnen dieser Bewegung, die der Ansicht sind, die Entwicklung des modernen Weibes, sein Eintreten in das Berufs- und in das öffentliche Leben lasse sich sehr gut mit den alten Formen des Frauenlebens verbinden und an dem berühmten Bilde der deutschen Hausfrau, die kocht, wäscht, stopft, näht, Kinder erzieht und unterrichtet, werde nichts verändert, wenn sie etwa den Doktorhut über das altmodische Häubchen setzt. Nur bei der Arbeiterin giebt man zu, daß ihr häuslicher Beruf unter der außerhäuslichen Erwerbsthätigkeit leide, und man beizt sich, als einziges Hilfsmittel dagegen ihre — wenn es sein kann, durch Zwang bewirkte — Rückkehr aus Werkstatt und Fabrik in die vier Wände des Hauses herbeizusehnen.

Wer sich jedoch ohne Vorurtheil in der Frauenwelt umsieht, wer seine eigenen Erfahrungen nicht vor sich selbst zu verschleiern sucht, Der gelangt zu der Erkenntniß, daß die vermeintliche Harmonie zwischen der Hausfrau alten Stils und der modernen, geistig arbeitenden Frau eben so illusorisch ist, wie die Ansicht verkehrt ist, die verheirathete Arbeiterin müsse durch Gesetz dem Hause zurückgegeben werden. Der Konflikt zwischen den häuslichen und den Berufspflichten, der im weiblichen Proletariat deutlich zu Tage tritt, besteht auch in der bürgerlichen Frauenwelt und man erweist der Frauenbewegung einen schlechten Dienst, wenn man ihn wegzuleugnen versucht oder uns gar lähne Phantasiebilder von amerikanischen Arztinnen oder Advokatinen vorführt, die neben ihrem Beruf ihren Haushalt selbständig führen und vielleicht obendrein zehn Kinder erziehen. Wer den Frauen, den arbeitenden Frauen natürlich, nützen will, soll lieber die brennende Wunde der Disharmonie ihres inneren und äußeren Lebens muthig entblößen, statt sie, einem Ideal zu Liebe, das längst schon schwankt und zerbröckelt wie irgend eine Weltausstellungskororation, mit Pflasterchen zu verkleben.

Berufsarbeit und häusliche Arbeit nach alter Art sind unvereinbar. Eine Malerin kann nicht in der Küche stehen und das Mädchen beaufsichtigen, eine Schriftstellerin kann nicht jeden Augenblick aufspringen, um zu sehen, ob die Suppe anbrennt; keine einzige Frau, die es ernst nimmt mit ihrer Wissenschaft oder ihrer Kunst, die mit dem gefährlichsten Feind ihres Geschlechtes, dem Dilettantismus, gründlich aufräumen will, hat genug Verstandniß, genug Zeit und Interesse, um eine wirklich gute Hausfrau zu sein. Manche halten sich vielleicht selbst dafür und erst nach und nach dämmert

ihnen die Erkenntniß, daß auch die Hauswirthschaft gelernt sein will, daß sie Kunst und Wissenschaft zugleich ist, daß eine gute Buchführung, ein sparsames Instandhalten der Wohnung und Kleidung, eine rationelle, den Lehren der Gesundheit entsprechende Ernährung der Familie nicht nebenbei erledigt werden kann. Und nun entsteht erst der innere Widerstreit: soll die geistig strebende, in ihrem Beruf befriedigte Frau ihn aufgeben? Wird dieses Opfer von ihr und den Ihren nicht schließlich härter empfunden werden als die frühere schlechte Wirthschaft, weil sie unlustig, verständnißlos an Aufgaben herantritt, unter denen sie schließlich ihr eigentliches Wesen vergraben muß?

Nichts hätte den Frauen größeres Unrecht gethan als die Frauenbewegung, wenn thatsächlich kein Ausweg zu finden wäre oder wenn, wie Manche meinen, ihr einziges Resultat wäre, ein „drittes Geschlecht“ zu schaffen, das fern vom intimen Dasein des Weibes im Berufsleben aufgeht. Nur die bei den Deutschen besonders eingewurzelte Pietät für Mitgebrachtes hat den Frauen noch immer eine Binde vor die Augen gelegt und sie verhindert, den Hebel zu ihrer Befreiung da anzusetzen, wo er angelegt werden muß: in der Hauswirthschaft. Ist es nicht, bei näherer Betrachtung, geradezu lächerlich, daß jede noch so kleine bürgerliche Familie mit einer unglaublichen Verschwendung an Arbeitskraft, an Zeit, Raum und Material ihre eigene Küche, ihr eigenes Dienstmädchen haben muß? Daß, ohne eine Ahnung von hygienischer Lebensweise, von der Chemie der Küche, von der Ausnutzung des Materials, jede Frau kochen zu können meint oder ihre Köchin, die eben so wenig davon versteht, kochen läßt? Und doch wird jede, auch eine sogenannte gute Hausfrau, wenn sie einmal in einem Hotel oder einer Pension lebt, ohne Weiteres zugeben, daß sie für den dort geforderten Preis auch nicht annähernd die selben reichhaltigen Mahlzeiten bieten kann. Und dabei werden Hotelwirth und Pensioninhaber reiche Leute! Woran liegt Das? An der rationellen Wirthschaft, der Ersparniß an Arbeitskräften und Material, der Möglichkeit, alle modernen Erzeugnisse der Chemie und der Technik auszunutzen, dem Vortheil des Einkaufs im Großen und der Verwendung aller Reste. Ist Das richtig: warum halten wir dann so krampfhaft an dem „eigenen Herde“ fest? Vielleicht, weil er zur Schönheit und Gemüthlichkeit des Heims beiträgt? Das mag einst der Fall gewesen sein, als sich um das eine wärmende Feuer alle Glieder des Hauses versammelten. Heute dürfte sich kaum ein Schwärmer finden, der den Bratengeruch vor Tisch, den Geruch kalten Fettes nachher poetisch verherrlichen möchte. Oder ist es die „individuell gebratene Kotelette“, von der, wie mir gesagt wurde, der deutsche Mann nicht lassen will? Hand aufs Herz, Ihr Herren — und Ihr seid ja die allein Kompetenten! —: wann habt Ihr besser gegessen, als Ihr noch im Restaurant die Speisefarte studirtet, oder jetzt, wo Euch die Gattin mit Hilfe der Fette oder Minna häusliche Gerichte vorsetzt?

Das steht fest: die Familienküche ist theurer, ist minderwerthig und unhygienisch, verbreitet üble Gerüche, bringt Schmutz in die Wohnung, verschlingt eine Unsumme an Arbeitskraft, kurz, sie hat die Nachteile der häuslichen Wäsche, die vernünftige Leute längst aus dem Kalender der Hausarbeit gestrichen haben. Fort also auch mit ihr! Seltsam: die guten Leute, die alle meine Voraussetzungen zugeben, erschrecken vor der selbstverständlichen Folgerung, als ob die Küche die geheiligte Grundlage des Familienlebens selbst wäre und ich mit ihr dieses Leben „umstürzen“ möchte, während ich gerade an seinen Wiederaufbau denke und es der modernen Entwicklung anpassen will, statt daß es, wie heutzutage, von ihr zerrieben wird.

Der Hauswirtschaft der Einzelfamilie stelle ich eine Wirtschaftsgemeinschaft mehrerer Familien gegenüber. An die Stelle der zehn bis zwanzig Herdfeuer, die jetzt in jedem Miethhaus brennen, soll eine Centralküche treten, die der Leitung einer für ihren Beruf vollständig ausgebildeten Wirtschaftlerin untersteht. Eben so sollen die dreißig und mehr Heizöfen durch eine Centralheizung ersetzt werden, die zugleich alle Wohnungen mit warmem Wasser versorgt. Den Bewohnern, die sich zum Zweck einer solchen Gemeinschaft zusammengefunden haben, steht es frei, entweder ihre Mahlzeiten in einem großen gemeinsamen Speiseraum oder bei sich im Zimmer einzunehmen, wohin sie durch Aufzüge leicht befördert werden können. Die einzelnen Wohnungen sind natürlich außerdem für Krankheitsfälle oder zur Pflege kleiner Kinder mit kleinen Gaslochvorrichtungen versehen, die aber eine vollständige Küche nicht nöthig machen. Die Raum- und damit Miethzinsersparniß käme den gemeinsam zu miethenden Wirtschaftsräumlichkeiten zu Statten, mit denen die Wohnung der Wirtschaftlerin und der Dienstmädchen in Verbindung stehen müßte. Dabei sei noch ein anderer Vortheil der Wirtschaftsgemeinschaft kurz erwähnt: die Ersparniß an Dienstpersonal und die Möglichkeit, die Arbeitszeit der Dienstmädchen zu regeln, ihnen größere persönliche Freiheit zu gewähren und ihnen anständige Wohnräume zu sichern. Nur da, wo kleine Kinder es nöthig machen, würden die einzelnen Familien ein eigenes Dienstmädchen brauchen. Für die heranwachsenden wäre eine Kindergärtnerin, die in gemeinsamen Spielräumen im Haus oder im Garten die fröhliche Jugend für Stunden des Tages unter ihrem Schutze vereinigt, völlig ausreichend. Im Allgemeinen aber würden die von dem größten Theil zeitraubender Wirtschaftsarbeit entlasteten Mütter viel mehr Ruhe finden, sich ihren Kindern zu widmen, als heute. Die hauswirtschaftliche Thätigkeit der Frauen solcher Gemeinschaft würde sich etwa auf eine wöchentliche Besprechung mit der Wirtschaftlerin und Uebernahme der Abrechnungen beschränken. Dem verderblichen Dilettantismus in der Küche, der sich heute überall breit macht, würde ein Ende bereitet und in der Stellung der Wirtschaftserinnen ein

Veruf geschaffen, der für Wittwen oder für ältere alleinstehende Frauen besonders geeignet wäre und mit der unerträglichen Zwitterstellung, wie sie bisher die Wirthschafterinnen einnahmen, nichts zu thun haben dürfte.

Doch damit wären die Vortheile der Wirthschaftsgemeinschaft noch nicht erschöpft. Sie ließe sich nach den verschiedensten Richtungen ausbauen und könnte tiefgreifende Reformen aller Art zur Folge haben. Sie könnte nicht nur — was für den Anfang am Leichtesten und Billigsten wäre — jedes Miethhaus zu ihrem äußeren Rahmen wählen, sondern ließe sich in vollendeter Weise mit einer Villenkolonie in den Vororten großer Städte in Verbindung bringen, wodurch auch den Architekten eine neue, eigenartige Aufgabe geboten wäre. So stelle ich mir eine Reihe einfacher Landhäuser für je zwei bis vier Familien vor, die sich inmitten von Gärten um ihren Mittelpunkt, das Wirthschaftsgebäude, gruppiren. Neben den Wirthschaftsräumen und dem Speisesaal enthält solches Haus ein gemüthliches Wohn- und Lesezimmer, dem die Bewohner die von ihnen gehaltenen Zeitungen und Zeitschriften nach der Lecture zuwenden, so daß Keiner gezwungen ist, sein Ausgabenbudget der Vielseitigkeit seiner Bildung zu Liebe mit zahlreichen Abonnements zu belasten. Die Geselligkeit, unter deren Verpflichtungen und lächerlich übertriebenen Anforderungen fast alle Familien von mittlerem Einkommen heute seufzen, wird wieder zu einer Quelle der Freude, der Erhebung und Anregung. Denn Niemand braucht seine Häuslichkeit ihretwegen dann noch auf den Kopf zu stellen; die Frau des Hauses wird, statt schon abgehehrt und müde ihren Gästen entgegenzugehen und die Stunde herbeizusehnen, wo sie wieder weggehen, sie fröhlich in heiteren, dazu bestimmten Räumen empfangen. Und was dem Einfluß einer Familie heute kaum gelingt, dürfte dem einer Gruppe von Familien nicht schwer werden: die Geselligkeit wieder zur Geselligkeit zu machen, im Gegensatz zu den eines gebildeten Kulturvolkes unwürdigen Massenabfütterungen. Und nicht nur um Familien braucht es sich zu handeln; würden Alleinstehende, Lehrer, Künstler und andere Geistesarbeiter nicht solche Gemeinschaft wie eine Wohlthat empfinden? Gerade für die Alleinstehenden würden sich nebenbei ja die Kosten des Unterhalts wesentlich vermindern.

Und nun zu unseren Kindern! Wie wohlthätig für die Kleinen, wenn sie schon früh für Stunden des Tages Spielgefährten finden, statt zu Haus, besonders wenn sie die Einzigen sind, unter lauter ihnen gefügigen Erwachsenen den kindlichen Egoismus groß zu ziehen, der die Wurzel so vieler späteren Uebel ist; und wie vortheilhaft für Groß und Klein das Aufwachsen von Mädchen und Knaben neben einander! Dabei rede ich noch gar nicht von der Beruhigung der Mütter, ihre Kinder in bekannter Gesellschaft, unter guter Aufsicht zu wissen, statt daß sie auf Straßen und Plätzen spielen oder auf öffentlichen Promenaden ihre Eitelkeit steifbeinig spaziren führen.

Die Reform der Hauswirtschaft, die Umgestaltung der Einzelwirtschaften in Wirtschaftsgemeinschaften, ist demnach die Voraussetzung einer Reihe anderer tiefgreifender Reformen, die durch die moderne Entwicklung einfach zur Nothwendigkeit geworden sind. Die Diensthotenfrage wird immer brennender: hier ist der Weg zur Lösung dieses Problems; die Frauenfrage greift immer tiefer und vielfach verherend in das Familienleben ein: hier kann sie sich entwickeln, ohne Schmerzen und Bitterkeit; die Erziehung der Jugend liegt überall im Argen: hier können die Keime segensreicher Neugestaltungen gepflegt werden; das Familienleben ist überall in einem gefährlichen Stadium der Zerfetzung — ich erinnere nur an die übermäßige Entwicklung des Klublebens beider Geschlechter in Amerika —: hier kann es auf gesunder Grundlage neu aufblühen.

Die größte und wichtigste Wirkung, die ich mir von solchen Wirtschaftsgemeinschaften erwarte, zu schildern, habe ich aber bis zuletzt aufgespart.

Noch zäher als die Frauen der bürgerlichen Kreise halten die Arbeiterinnen an dem armsüßigen Rest ihres häuslichen Herdes fest. Oft wird darüber geklagt, daß sie ein schnell zusammengekochtes schlechtes Essen dem verhältnißmäßig guten und billigen der Volksküche vorziehen. Und von einem sehr wohlwollenden Mann, der eine Reihe guter Arbeiterwohnungen schuf und eine Volksküche mit ihnen in Verbindung brachte, hörte ich sagen, daß keine der verheiratheten Arbeiterinnen sich entschließen könne, sie zu benutzen. Das ist mir vollkommen verständlich. Jede Volksküche ist heute noch eine „Wohltätigkeits-Anstalt“; wer sie in Anspruch nimmt, wird in seinen eigenen Augen ein Almosenempfänger, — und davor scheut der berechtigte Stolz der Arbeiterinnen zurück. Lieber das schlechteste selbst bereitete und selbst erworbene Essen als das beste Gericht, das aus Barmherzigkeit gereicht wird. Entschließen sich dagegen die Arbeiter, etwa im Rahmen der jetzt rasch aufblühenden Baugenossenschaften, Wirtschaftsgemeinschaften zu gründen, so würden die Frauen sich rasch an die gemeinsame Küche gewöhnen, weil mit der Oberleitung darüber, die ihnen zufällt, der Begriff des Almosens selbstverständlich verschwindet. Und wenn es sich bei den Kreisen der bürgerlichen Welt, die ich zuerst in Betracht zog, vorläufig immer um verhältnißmäßig Wenige handeln dürfte, für die eine Reform der Hauswirtschaft zur Nothwendigkeit geworden ist, so ist die handarbeitende Bevölkerung fast in ihrer ganzen Masse daran interessiert. Die große Mehrheit ihrer Frauen ist gezwungen, auf eine oder die andere Weise außerhalb des Hauses thätig zu sein. Sie haben weder Zeit noch Verständniß für die Hauswirtschaft, in deren Geheimnisse sie selbst durch ihre Mütter selten eingeweiht werden konnten, weil sie, kaum der Schule entwachsen, Arbeit zu suchen genöthigt waren. Ich brauche hier nicht zu wiederholen, was schon tausendfach geschildert wurde:

die Vernachlässigung der Wirthschaft, die Verwahrlosung der Kinder, die Begünstigung des Kneipenlebens, wenn die Frau in die Fabrik oder in die Werkstatt geht. Die Erkenntniß dieser Thatfachen hat zu den seltsamsten Reformvorschlügen geführt: die Einen wollen die Frauen durch Gesetz aus der Fabrik in das Haus zurücktreiben, die Anderen möchten die Ausbreitung der Heimarbeit möglichst unterstützen, weil sie kurzsichtig genug sind, zu glauben, daß es für Kinder und Hauswesen genügt, wenn nur die Mutter zu Hause ist, einerlei, ob sie dabei hinter der Nähmaschine sitzt oder am Herde steht. Aber neben dem Erwerbszwang darf noch ein anderes Moment nicht außer Acht gelassen werden, über das Manche freilich nicht genug zu jammern wissen: die wachsende Unlust der Arbeiterfrauen an der lediglich hausfräulichen Thätigkeit. Es genügt, scheint mir, diese Thatfachen zu konstatiren, um zu dem Resultat zu kommen, daß, wenn irgendwo, gerade hier die Ersetzung der Einzelwirthschaft durch die Wirthschaftsgemeinschaft nothwendig ist, wenn wir uns nicht des Verbrechens schuldig machen wollen, aus sentimentaler Rücksicht auf veraltete Ideale die große Masse des Volkes in Folge körperlicher und geistiger Vernachlässigung einer allgemeinen entsetzlichen Degeneration entgegen gehen zu lassen.

Die ersten Versuche einer Wirthschaftsgemeinschaft könnten freilich nur die etwas besser gestellten Arbeiter unternehmen. In jeder Baugenossenschaft, jedem Arbeiterhaus, jeder Arbeiterkolonie wäre solcher Versuch möglich. Ältere Frauen würden sich auch hier zur Wirthschaftsführung finden, wie es zweifellos auch genug Frauen giebt — zum Beispiel ältere Angehörige der Bewohner —, die mit Freuden gegen geringen Entgelt oder gegen freie Wohnung und Beförderung die Aufsicht über die Kinder übernehmen würden. Alle Vortheile, die ich für die in bürgerlichen Berufen stehenden Theilnehmer solcher Wirthschaftsgemeinschaften schilderte, würden für die Fabrikarbeiterschaft noch weit schwerer ins Gewicht fallen. Fern von der ekelhaften Stilleluft der Kneipe würden Männer und Frauen in der eigenen Gemeinschaft geistige Anregung und fröhliche Gesellschaft finden und das erste Beispiel allein könnte in vielen Anderen, die jezt noch dumpf dahin vegetiren, den Wunsch nach solchem menschenwürdigeren Leben erwecken und damit die Kraft, gegen schlechte Arbeitbedingungen, die sie daran verhindern, energisch anzukämpfen. Und noch ein anderer Kampf, der leider bisher noch kaum sichtbar geworden ist, könnte dadurch erleichtert werden: der gegen die Gesundheit und Sittlichkeit untergrabende, jeden Fortschritt der Arbeiterbewegung hemmende Hausindustrie. Erst wenn die Sorge um Kinder und Hauswesen die Frauen nicht mehr dauernd an das Haus zu fesseln braucht und dieser Vorwand auch von Denen nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, die jezt noch in jedem gesetzlichen Eingriff in die „vier Wände“ ein Sakrilegium erblicken:

erst dann wird es auch möglich sein, mit aller Energie gefetzlich gegen diesen Krebsfchaden einzuschreiten.

Bedeutet das Alles nun „Umsturz“, „Zerstörung der Familie“ und wie die schönen Schlagwörter sonst noch heißen? Gibt es nicht heute schon viele sehr fromme, sehr konservative Leute, die Reformen nach dieser Richtung durchzuführen versuchen? Die Kindergärten und Kinderhorte, die Volkstüchen und Volkstasseehäuser, die Spielplätze und Leseshallen sind Einrichtungen, die meinem Plan vorgearbeitet haben. Er ist nach keiner Richtung eine welterschütternde Neuerung, auch für die bürgerliche Welt nicht: das Klubwesen, das Hotel- und Pensionleben der Amerikaner, die Settlements der Engländer sind seine Vorgänger und er ist nichts als die natürliche Entwicklung aus vielen vorhandenen Wurzeln. Daß die Kinder auf Stunden des Tages fremder Aufsicht anvertraut werden: selbst Das kann Denen kaum verwunderlich erscheinen, die ohne Kindermädchen, Bonnen und Gouvernanten gar nicht auskommen können. Keine Zerstörung, sondern eine Erhöhung des Familienlebens wird die Folge seiner Verwirklichung sein. Denn auf der volleren Entwicklung jeder einzelnen Persönlichkeit, auf dem besseren Verständniß zwischen Mann und Weib, auf dem liebevolleren, aus freierem Geist und klarerem Kopf entspringenden Eingehen auf die Individualität des Kindes beruht es und nicht darauf, daß jede Mutter die Strümpfe selbst stopft und das Mittagessen selbst bestellt und jeder Vater sich im Wirthshaus von der häuslichen Oede auszuruhen sucht.

Wer wagt es nun, in Vorurtheile und Sentimentalitäten Breche zu legen? Nur ein lebendiges Beispiel, — und die Sache hat gestegt! Aufathmen werden die Frauen, die sich im Widerstreit der Wünsche und Pflichten heute zerreiben, deren schönste Gaben von den kleinlichen Sorgen des täglichen Lebens nur zu häufig begraben werden, die so sehr und so ausschließlich Hausmutter werden, daß sie ganz verkern, Geliebte und Mutter zu sein. Die Männer werden den Anspruch der Frauen auf geistiges persönliches Leben mehr achten und verstehen lernen als bisher. Daß nebenbei

wächst, wird
den Mutter-
Kinder des
ihrer Ge-
en. *)

Das junge Geschlecht aber, das unter solchen Bedingungen auf eine höhere Gewähr für die Zukunft bieten als die verweichlich söhnden der Bourgeoisie auf der einen und die verwahten Proletariates auf der anderen Seite. So würde die Familie in samtheit gemächlich, geistig und ökonomisch nur bereichert wer

familien zu-
eine Adresse
einzusenden.
Braun.

*) Zur Verwirklichung des Plans haben sich schon einige sammengesunden. Wer geneigt ist, sich anzuschließen, wird gebeten, schriftlich an Frau Lily Braun, Berlin W., Rärnbergerstraße 36,

Lily

Orient und Occident. *)

In halbes Jahrtausend verging seit Justinian und Heraclius, ehe die Abendländer gegen den Orient wieder zum Angriff vorzugehen wagten. Die Kreuzzüge schufen europäische Kolonien in Syrien, Cypern und am Schwarzen Meer; fränkische Ritter wurden der Schrecken des Rothen Meeres. Allein das wichtigste Land, Egypten, blieb in den Händen des Islams; und bald war die Hochfluth der Kreuzzugsbegeisterung in matte Ebbe umgeschlagen. Immerhin behaupteten sich die Genuesen gegen Seldschukken und trapezuntische Griechen unumschränkt im Schwarzen Meere und dehnten ihren Handel bis Bokhara, Persien und Indien aus. Venetianer und Blaminger gelangten nach Ostasien und die römische Kirche faste zeitweilig Fuß in Peking. Die wesentlichste Folge dieser Beziehungen war, daß zwar nicht die Macht, aber der Gesichtskreis des Abendlandes sich gewaltig erweiterte. In der That sind hierin wir stets den Morgenländern überlegen gewesen, daß wir viel mehr von ihnen wußten als sie von uns, und nicht minder darin, daß wir uns in ihre Gefühle und Lebensauffassung hineinversetzen konnten, sie aber nicht in unsere. Der sizilische Araber Edrisi, der erklärte, der ganze südliche Halbkreis der Erde sei unbewohnbar und mit Meeren erfüllt und bloß der Norden sei für menschliche Siedlung geeignet, hatte doch vom europäischen Norden nur dunkle und unbestimmte Vorstellungen. Die Chinesen verzeichneten zwar mit realistischer Treue, was von fremden Völkern in ihren Gesichtskreis trat, ohne aber zuzugestehen, daß es neben der chinesischen Kultur eine andere, ebenbürtige geben könne. Marco Polo ist dagegen der Bewunderung voll über Das, was er in China und Indien und Iran erschaute, und nie wird das mittelalterliche Europa müde, von saragenischen Aerzten und Philosophen zu lernen. Wir hören von keinen chinesischen und nur von sehr wenigen arabischen Abenteurern, die sich in abendländische Dienste begaben, dagegen von Hunderten und Tausenden von Europäern, die bei Arabern, Türken, Mongolen und Chinesen, bei malajischen und Negersfürsten Einfluß und ehrenvolle Stellung errangen. Die geniale Aoffeitigkeit der Europäer, die ihnen den Gedanken von der Kugelgestalt der Erde eingab und kraft deren sie sich in alle anderen Völker leicht schicken können, dieser Weltfönn (nach Goethes Ausdruck) hat sie zuletzt zur Welt Herrschaft emporgetragen.

Von beiläufig 750 bis 1200 waren die Moхамmedaner die geistigen

*) In Bruckmanns Verlagsanstalt wird nächstens, unter dem Titel „Völkthum und Weltmacht in der Geschichte“, ein Werk Wirths erscheinen, aus dem ein gerade jetzt besonders interessanter Abschnitt über kolonialisatorische Versuche der Europäer den Lesern der „Zukunft“ schon heute mitgetheilt wird.

Führer der Menschheit. China war hochcivilisirt und erfreute sich großen materiellen Wohlstandes, aber das schöpferische Zeitalter, die geistige Initiative lag hinter ihm. Seit 1200 steigt die Kultur Europas. Das bedeutendste Anzeichen neu erwachender Eigenart finde ich wiederum darin, daß neben dem altweltlichen Latein nun moderne Sprachen ihre literarische Stufe erreichen. Volksthümliche Rechtspiegel erscheinen, die Baukunst wird national, die Philosophie emanzipirt sich von der Kirche. So wird der politische Aufschwung vorbereitet. Unterdessen schwillt die äußere Macht des Ostens wieder bedrohlich. Die Mongolen und Türkvölker reißen die Weltherrschaft an sich; sie gründen Reiche von Birma und der Amur- und Aral-See bis nach Polen und Ungarn und erobern unter Baber im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts den größten Theil Indjens. Ein anfänglich kleiner Stamm jener kriegerischen Völker, die Osmanen, gewinnt Vorderasien und Südosteuropa; sie beherrschen, als die erste Nation nach den Römern und den ersten Byzantinern, das ganze östliche Becken des Mittelmeeres und vollbringen so eine That, die neun Jahrhunderte lang der Islam vergeblich angestrebt hatte. Der Hof der Sultane wird auf einige Menschenalter der prächtigste der Welt und Kairo und Stambul die blühendsten Städte der Erde.

Inzwischen ist jedoch die Zeit Europas gekommen. Ueberall hatten aus dem kraftlosen Chaos, in das das römische Einheitsreich des Mittelalters gerathen war, national geschlossene Staaten und Kulturen sich ausgebildet: Deutschland unter Maximilian, Frankreich unter Ludwig dem Elften, England unter Heinrich dem Achten, Portugal unter dem principe perseito, König Joao dem Zweiten, und Spanien unter Ferdinand und Isabella, während Cesare Borgia aus Italien einen nationalen Staat zu schmieden suchte, was freilich mißlang. Diese jungen, fröhlich emporstrebenden Staaten, die, statt in einem verschwommenen Imperium sich zu verlieren, sich bewußt abschlossen und national konzentrierten, entfalteten in ihrer Gesamtheit eine weit größere Kraft, als trotz seiner nominellen Machtfälle das mittelalterliche Kaiserthum je vermochte, und erreichten, getheilt vorgehend, durch scharfen Wettstreit weit mehr, als je ein vereinigt Europa zur Zeit der Kreuzzüge zu erlangen vermochte. Zunächst gehen die Russen gegen die Tataren vor und vertreiben sie aus dem oberen Wolgabekken; das russische Reich erstreckte sich bald bis zum Ural, dessen Gipfel es gegen 1500 zum ersten Mal übersteigt. Zur selben Zeit gelingt den Spaniern die völlige Säuberung der iberischen Halbinsel von den Moslimen. Zwei bedeutende Siege gegen den Islam, die jedoch durch die unaufhaltsamen Fortschritte der Osmanen mehr als aufgewogen wurden. Der entscheidende Schritt wurde erst gethan, als man dazu überging, den Islam zur See anzugreifen. Die

Portugiesen eroberten die wichtigsten mohammedanischen Hafenplätze in Ostafrika, Südarabien, Indien und Malakka, vernichteten die verbündeten Flotten des Sultans und des Großmoguls und begründeten die europäische Vorherrschaft im Indischen Ozean. Fortan war der Islam zwischen zwei Feuern.

Inzwischen war ein noch größeres Ereigniß eingetreten; die westliche Halbkugel war, auf die isländischen Berichte fusend,^{*)} von Kolumbus neuentdeckt worden. Dadurch war nicht nur eine frische, höchst werthvolle strategische Basis gegen Asien und Afrika, sondern vor Allem die Möglichkeit gegeben, den Myriaden Indiens und Chinas auch an Menschenzahl näher zu kommen. Die Besiedelung Amerikas durch die Europäer, woran sich die Besiedelung Südafrikas und Australiens schloß — drei so gut wie ohne Kampf gewonnene Erdtheile, ein unerwartetes Geschenk der Götter —, hat bis auf unabsehbare Zeiten den Fortbestand der Europäer, wenn nicht ihre Welt Herrschaft gesichert. Es ist der Mühe werth, eigens zu betonen, daß die Abendländer diesen ungeheuren Zuwachs ihrer Macht nicht so sehr ihren kriegerischen Eigenschaften noch ihren staatsmännischen Fähigkeiten, worin Osmanen und Mongolen ihnen gleich, wenn nicht überlegen waren, sondern ihrer besseren Mathematik und Geographie verdanken.

An allgemeiner Kultur hatte bisher das Abendland nicht allzu viel vor dem Osten voraus. Es hat die Pyramiden an Großartigkeit, Baalbek und Persepolis an urweltlicher Wucht, den Tajsch Mahal an entzückender Anmuth niemals auch nur erreicht; die realistischen Standbilder der Ägypter und die mythisch erhabenen Kolossalbüsten Buddhas sind unübertroffen; weder die Porzellanmalerei noch die Teppichwirkerei Asiens kann von uns mit Erfolg nachgeahmt werden; Pānini war der beste Grammatiker, den die Welt gesehen hat, während an philosophischer Tiefe die Hindu keinem Volke Etwas nachgeben; die Dichter des Orients sind laut Goethe größer als die des Occidents (ein launisches Urtheil, das, wenn auch nicht ganz wörtlich aufzunehmen, immerhin zu erwägen ist); die chinesischen Rechtsbücher sollen vollständiger, genauer in alle Einzelheiten eingehend sein als unsere; die Staatsweisheit war und ist in hundert Fällen auf der Seite des Ostens; den Religionbüchern Asiens hat Europa nichts Aehnliches entgegenzustellen; auch bunter Reichthum und breite Fülle des Lebens ist nicht selten in vollerm Maße des Ostens gewesen als des Westens. Die Entdeckung und

^{*)} Die Abhängigkeit des Genuesen von den normännischen Vorgängern wird heute wieder stark angezweifelt. In einem Fragment einer späteren byzantinischen Reisebeschreibung, das, so viel ich sehe, nie beachtet wird, erzählt der Verfasser als etwas ganz Gewöhnliches, daß er auch nach Island gekommen sei (S. Krumbacher), und zeigt so, daß die Reise selbst für einen Osteuropäer nicht sonderlich schwer war.

Befiedelung dreier neuen Erdtheile hat uns jedoch, verknüpft mit dem Wiedererwachen des klassischen Alterthums und einer fruchtbaren kirchlichen Bewegung, aus ängstlicher Einseitigkeit herausgerettet und unser Leben, durch eine unendliche Reihe frischer Erfahrungen, durch die erregende Wechselwirkung ungeahnter neuer Zustände, durch die weltumspannende Erweiterung der westlichen Beziehungen und Verhältnisse, über das orientalische Leben hinaus und zur Allseitigkeit erhoben.

Wir errangen jedoch die Führung nicht ohne schwere Kämpfe. Auf die glänzenden Großthaten der Konquistadoren folgte die Ermattung Europas und das Wiedererstarken der Orientalen. Der Islam gewann in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts den bisher nur wenig berührten Sudan, von der Guineaküste bis nach Kordofan; den Westzipfel Tibets und Kaschmir; das Dehlan; Theile Ostturkestans und der Dsungarei; den Süden der Philippinen und mehrere Molukken. Die Türken besetzten sich in Ungarn, Bessarabien, der Balkanhalbinsel und im Mittelmeer, wo sie sogar bis Korsika sich vorwagten. Im siebzehnten Jahrhundert wuchs die Macht Ostasiens, während die europäische Seeherrschaft durch den Zwist der Spanier, Holländer und Engländer geschwächt wurde. Die Tokugawa befreiten Japan von allen westlichen Einflüssen und verschlossen das Land; die Mandchu vertrieben die Holländer im Südosten und die Russen im Norden. Ueberall auf der Erde ist gegen 1680 ein Zurückweichen der Europäer wahrzunehmen, selbst auf Punkten, die nicht im geringsten Zusammenhang mit einander stehen. In Nordamerika stockt ein Jahrhundert lang die Einwanderung und die so euergetisch begonnene Bewegung nach Westen; der Tod Kassales und die Einnahme New-Yorks durch die Engländer bezeichnen den Schluß der ersten großen Kolonialperiode; von da massakrirten einander Spanier, Hugenotten, Engländer und Indianer. Die Spanier hatten in der Doppelverbindung Mexikos mit Westeuropa und Ostasien eine strategische und kommerzielle Linie geschaffen, die erst in neuester Zeit durch die Verbindung London-Kanada-Honkong wieder erreicht wurde, ließen nun aber in ihren Forschungsreisen nach Colorado und Kalifornien nach, um sie erst 1771 wieder aufzunehmen. Eben so begnügte man sich in Südamerika damit, die Küsten zu halten, während der glühende Eifer, der sich in den Durchquerungen des Erdtheils und den Entwürfen der Welser auf Venezuela offenbart hatte, gänzlich erloschen war. Völlige Apathie waltete vor bis zu den Reisen Humboldts und der Erhebung Bolivars. Höchstens unterbrachen eine jüdische Einwanderung in Peru und englische Vulkanriere die Eintönigkeit. In Afrika waren namentlich die Portugiesen rührig gewesen. Ihre Sendlinge wirkten in Abyssynien und am unteren Kongo; ihre gepanzerten Ritter suchten nach Gold bei Simbabwe, wo sie mit Recht das Ophir Salomons vermutheten; ihre Kaufleute

durchstreiften die Nyassaländer und das Gebiet der Ruata Jambo, Gegenden, wo selbst die neueste Zeit ihnen noch nicht überallhin gefolgt ist. Gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts rückte die Völkerwanderung der Bantu in das untere Sambesibeden und zerstörte dort die portugiesische Herrschaft bis auf einige Forts; auch an der Guineaküste entfalteten sich einheimische Reiche, die weiteres Vordringen der Europäer erschwerten, zumal dort Portugiesen, Spanier, Holländer, Engländer und Preußen (Groß-Friedrichsburg) unter sich entzweit waren. Die Holländer, die um 1680 bis zum Drangengebiete ihre Züge ausdehnten, beschränkten sich danach auf die nächste Umgebung des Kap. In Abyssinien kam eine fremdenfeindliche Richtung auf; Mombas, Aden und Ormus wurde von Arabern und Persern zurückerobert und Sansibar und Ispahan wuchsen auf Kosten der europäischen Handelsplätze. Die Franzosen gaben seit 1670 ihre Anschläge auf Madagaskar auf. In Indien wurde den Europäern die nationale Wiebergeburt des Hinduismus und das Vorrücken der Mohratten gefährlich. Tibet und Turkestan waren von mehreren Sendlingen, wie Vater Ricci, dessen höchst anziehende Reisebeschreibung fast verschollen ist und viel mehr beachtet werden sollte*), durchzogen worden, ward aber jetzt den Westleuten verschlossen. Die Russen, die Sibirien eroberten und ihre Hände nach der Randschurei ausstreckten, hatten im Vertrag von Nerstjinsk 1687 auf das gesammte Amurbecken zu verzichten. Und die Türken rückten zum dritten Male vor Wien.

Die Uebersicht ergibt, daß die Erschlaffung des Abendlandes eine eben so allgemeine wie gleichzeitige war. Die natürliche Gegenbewegung des Morgenlandes ist keineswegs der zureichende Grund hierfür; denn auch in Amerika, wo kein Feind von Belang ist, hört der westliche Unternehmungsgeist auf. Goethe sagt in einem Brief an Frau von Stein, er müsse noch das Gesetz herausfinden, nach dem in regelmäßiger Folge Antheil und Antheilnahmlosigkeit, Lust und Unlust bei ihm wechselten. Es ist gewagt, ein solches Gesetz auf das viel verwickeltere Leben eines Volkes oder gar einer Völkergruppe zu übertragen, allein ich weiß keine andere Erklärung der offensichtlichen Thatsache. Im Uebrigen ist die Beobachtung periodischer Kraft und Schwäche trivial genug, allein der einzig zulässige Schluß daraus wird im strotzenden Ueberschwang gegenwärtigen Kraftgefühls so gut wie niemals gezogen, nämlich: daß die Ermattung der europäischen Expansion von 1680 bis 1780 sich wiederholen muß und daß der Orient wieder emporsteigen wird. Zur führenden Rolle? Das ist nicht wahrscheinlich wegen Amerikas,**) aber

*) Die mittelasiatische Reise Riccis ist auch bei Richthofen nicht erwähnt.

***) Ein Yankee sagte mir einst: „Wenn die Chinesen bei uns frei zugelassen werden, so gebe ich uns noch hundert Jahre, dann sind wir ‚aufgegeben‘.“

sicher zu einer Nacht, die zu der gewaltigsten Phase westöstlichen Zweikampfes Anlaß geben wird.

Während des genannten, ein Jahrhundert umspannenden Zeitraumes war China unter den Mandſchu das erste Reich der Erde. Immerhin blieben die Europäer nicht ganz müßig. Sie eroberten Bengal, Madras, Auhj und einen Theil des Pendschab; sie schoben sich am Ohio vor, in der Kirghisensteppe und am Altai; sie befestigten sich in Australasien. Im Ganzen aber war der Zeitraum höchst arm an überseeischen Thaten und noch ärmer an dauernden Erfolgen; er hat nicht den dreißigsten Theil geleistet von Dem, was die beiden vorausgehenden Jahrhunderte, und nicht den neunzigsten von Dem, was das unmittelbar folgende Jahrhundert gethan hatten. Die meisten Kraftäußerungen dienten nur dazu, eine europäische Herrschaft durch eine andere zu ersetzen, wie namentlich in Westindien und Kanada, oder solche Länder zu besetzen wie Indien und Zesebes, wo der Europäer wohl gebieten, aber nicht durch Einwanderung sich ausbreiten kann. Ziehen wir aber die Gesammtsumme der Entwicklung seit Kolumbus, so finden wir, daß, während um 1450 der Kreis der europäischen Kultur auf beiläufig ein Zwanzigstel der Erde beschränkt war, er gegen 1780 sich auf vielleicht ein Fünftel ausgedehnt hatte. Noch waren, außer in der nordamerikanischen Seengegend und am Orinoko, nur die Küsten der Neuen Welt besiedelt; noch blieb ganz Nordafrika, ganz Ost- und Mittelasien den Europäern verschlossen; noch war kein Eiland der Südsee von ihnen besetzt. Vom ganzen dunklen Erdtheil besaßen sie sogar noch am Anfang des nächsten Jahrhunderts nicht mehr als ein Fünftel. Da begann mit frischer Kraft die Expansionsbewegung, deren Fluth bis zur jüngsten Gegenwart andauerte, ohne Spuren von Erschöpfung zu zeigen. Es ist kein besonderer äußerer Grund zu erfinden, der die Bewegung hervorgerufen hätte; unverkennbar aber ist, daß sie eben so allgemein wie plötzlich war.

Den Anfang macht Cook mit der Entdeckung der Sandwichinseln und seinen Reisen im Antarktik und dem Behringsmeer. Es folgt auf dem Fuß die spanische Besiedelung Kaliforniens, dann vier französische Invasionen Madagaskars. Die Europäerung Australiens beginnt mit der Sträflingskolonie in Botany Bay 1788. Spanier, Russen, Franzosen, Jantees und Engländer entfalten den eifrigsten Wettbewerb im südlichen und nördlichen Pacific, besonders im Behringsmeer und an der Kolumbiamündung. Madenzie vollbringt 1792 die erste nördliche Durchquerung Amerikas. Die Engländer erforschen das Nigerboden und nehmen Tasmanien. Wellington vergrößert seines Volkes Besitzungen in Indien. Die Russen besetzen Georgien und Alaska, Napoleon Egypten und Syrien bis Haifa, die Jantees die Marquesainseln. Mit kaleidostopischer Schnelligkeit Schlag auf Schlag.

Die napoleonischen Kriege in Europa haben dessen bestes Volk zu sehr in Anspruch genommen, um für außereuropäische Expansion viel übrig zu lassen. Auf allen Meeren wurde freilich gefochten, aber ganz überwiegend von Europäern gegen Europäer. Auch nach dem Sturze Napoleons blieb Alles ziemlich ruhig, von der endlosen Aufregung sich zu erholen. Nur Rußland, das wenig gelitten hatte, schickte sich an, den Kaukasus zu erobern und die Perser aus Daghestan zurückzudrängen. Auch nahm die Auswanderung nach Amerika rasch zu.

Einen frischen Aufschwung brachte der Ausbreitung der Europäer das Jahr 1830: Algier wurde besetzt und sofort besiedelt. Am entgegengesetzten Ende des Erdballs entschließen sich die Buren zu dem großen Treck und erringen in heißem Mühen die Länder nördlich vom Oranje für die europäische Kultur. Die Yankees überschreiten den Mississippi und bald danach den Missouri. Während nun bisher die koloniale Ausbreitung meist als eine Frage der Macht und des kommerziellen Nutzens behandelt wurde, tritt jetzt die Frage, wie man der überschüssigen Bevölkerung des Mutterlandes neue Acker und Weiden verschaffe, entscheidend in den Vordergrund. Es ist dabei zu beobachten, daß durchaus nicht der durch den Dampf gesteigerte und erleichterte Verkehr hierbei den Ausschlag gab, sondern daß im Gegentheil die Hauptwanderungen ohne Eisenbahnen und Dampfschiffe von Statten gingen. Wie am Oranje und in Algerien, so bestätigt sich diese Beobachtung bei den mühseligen Ueberlandreisen der Yankees nach den Felsengebirgen und dem Pacific, bei den Segelschiffreisen um das Kap Horn nach Kalifornien, bei den Gold-rushes in Australien und der Besiedelung Sibiriens. Es soll natürlich nicht geleugnet werden, daß der Dampf jegliche Art von Auswanderung sehr wesentlich gefördert habe; aber man darf sich eben so wenig der Thatsache verschließen, daß die grundlegenden Entdeckungen und Besiedelungen ohne den Dampf unternommen wurden. Es ist ungefähr wie bei einem Kauf. Was er nicht nöthig hat, kauft ein verständiger Mensch nicht, wenn auch Zwangsversteigerung ist und ungemein billige Preise vorwalten. Eben so geht Niemand als Kolonist über See, bloß, weil Schiff- und Bahnpreise hervorragend billig sind. Der Hauptgrund war, neben politischer und religiöser Verfolgung daheim — Hugenotten-, Puritaner-, Judenvertreibung in Westeuropa, die Revolution von 1832 und 1848 in Deutschland, der Antisemitismus seit 1882 in Rußland — von je her der wirtschaftliche. Ging es zu Hause gut, wanderte Niemand aus; drückte die Noth zu heftig, konnten keine hohen Passagepreise den Auswanderer zurückhalten, der für seine Ueberfahrt sich als weißen Sklaven auf fünf und acht Jahre verkaufte. Die Wirkung der billigen Ueberfahrt ist dagegen zum Theil nur die, daß heutzutage, wenn Jemand

über See kein Glück findet oder genug gefunden hat, wie die italienischen und englischen Arbeiter, er wieder in die Heimath zurückwandert, was früher nur in den seltensten Fällen vorkam. Von der Rückwanderung, die namentlich in Argentinien und Brasilien (aus Brasilien 83 000 Italiener in einem einzigen Jahr) sich bemerklich macht, wurden in jüngster Zeit die vier großen Neu-Europas: Sibirien, Amerika, Südafrika und Australien betroffen. In Folge der nachlassenden Einwanderung nach den Vereinigten Staaten sank 1896 der Zwischendekpreis his auf zehn Dollars, um Kundschaft anzuziehen, aber noch schneller sank in Folge der Krisis in der Union die Einwanderung. Damit ist erwiesen, daß die große moderne Völkerbewegung im Wesentlichen von den Verkehrsmitteln unabhängig ist. Warum aber gerade mit 1830 diese Bewegung in stärkerem Maße einsetzt: Das ist für uns, die wir der Zeit noch zu nah stehen, fast unmöglich zu sagen. Die Hungersnoth in Irland und, ein Menschenalter später, die Agrarkrisen in Italien und Osteuropa haben sicher viel mitgewirkt, aber in früheren Jahrhunderten ist es doch den Bauern oft noch schlechter gegangen. Noth ist aber eine relative Sache: durch die steigenden Bedürfnisse und steigende Bildung getrieben, hält jetzt das Volk für Nothstand, was früher vielleicht für sehr erträglich galt. Genug, die letzten siebenzig Jahre haben eine Massenwanderung hervorgebracht, wie sie in der bisherigen Geschichte der Menschheit unerhört war; an zwanzig Millionen haben in diesem Zeitraum Europa verlassen. Die einzige Analogie zu diesem Kolossalphänomen liefern die Chinesen, die in der selben Epoche in Schaaren nach Kalifornien, Viktorien, Australasien, dem Amur, Westindien, Süd- und Mittelafrika zogen; doch die Gesamtzahl der chinesischen Auswanderer, von denen außerdem wohl die Hälfte zurückgekehrt ist, dürfte sieben bis acht Millionen kaum übersteigen.

Der Strom der chinesischen Emigranten folgte zum großen Theil der europäischen Erschließung der Länder. Sie nisteten sich ein, wo fremde Faust gerodet und ihnen Luft und Licht geschaffen hatte, während in China selber fremde Einwanderer nicht gediehen. Durch den Opiumkrieg war aber China wenigstens dem europäischen Handel eröffnet worden. Frankreich setzte sich im Anschluß daran in Tonkin und Annam fest; es nahm ferner die Tahiti-Gruppe. England gründete Hongkong und annektirte Nordborneo, gründete Singapur und brachte nach und nach die kleinen Fürsten Malakkas unter seinen Schutz, gründete Aden und suchte sich in Südarabien und am Persischen Busen auszubreiten; es vollendete ferner die Eroberung Indiens; auch war Unterbirma ihm inzwischen anheimgefallen. In Egypten und Syrien wich Ibrahim Pascha vor Franzosen und Engländern. Die Eroberung Kaliforniens durch die Jantkes machte Epoche für den amerikanischen Westen; das erste Jahrzehnt darach gehört vornehmlich der Besiedelung des Gold-

staates selber, das nächste der des Felsengebirges. In die fünfziger Jahre fällt der Völkierzug nach Australien. Neuseeland zieht die Aufmerksamkeit an sich; die Sandwichinseln gerathen gänzlich in die Hand der westlichen Missionäre. Japan wird durch die Jankoes gezwungen, sich den Westleuten nicht mehr zu verschließen. Kurz darauf fällt die Nordmandschurei an Rußland und beginnen die russischen Vorstöße in Turkestan; auch waren inzwischen die Jare im Kaukasus und in Armenien glücklich gewesen und hatten die Reichsgrenze auf Kosten der Osmanen und Perser vorgerückt. In Syrien beginnt die Einwanderung der Templer, überall im türkischen Reich erstarkt das europäische Element; Griechen, Levantiner und Slaven erheben ihr Haupt. In den sechsziger Jahren wird Mittelafrica den Europäern zugänglich, um ihnen nicht lange darauf zum größten Theil unterthan zu werden. Kimberley wird britisch. Samoa und der Rest der noch freien Südseeinseln werden ebenfalls den Europäern zinspflichtig. Die Engländer nehmen Cypern und Egypten und kleinere Theile Afrikas.

Das Jahr 1884 macht einen gewissen Abschnitt in der Expansion der Westvölker durch den Eintritt Deutschlands in die koloniale Bewegung. Es ist gerechtfertigt, darauf besonders hinzuweisen, denn unser thätiger Antheil an der Expansion hat zweifellos deren Verlauf beschleunigt. Im Uebrigen weichen die Ereignisse von 1884 weder von den früheren noch den späteren Vorfällen der achtziger Jahre in kolonialer Methode oder Bedeutung besonders ab; sie bilden lediglich ein Glied in einer großen Kette. Man kann die Kolonialpolitik Deutschlands eben so gut mit Samoa und 1880 beginnen lassen; und wer weiß, ob nicht der Erwerb Egyptens oder Birmas durch England 1882 und 1885 sich als wichtiger für die Weltpolitik erweisen wird? Allein das Jahr 1884 hat zugleich eine ganz besondere Bedeutung für Frankreich, das durch Tonkin in einen Krieg mit China verwickelt wird, für Rußland, das in Mittelasien vorgeht, und für England, das am oberen Nil vor dem Mahdi zurückweicht, während es in Betschuanaland einen ausschlaggebenden Vortheil davonträgt. Daher ist das genannte Jahr dennoch ein Epochenjahr ersten Ranges. Die Vorgänge und Verhandlungen, die zum Erwerb Betschuanalands führten, gehören zu den dramatischsten und zugleich verwickeltesten der ganzen neueren Geschichte und sind nur leider bis jetzt höchst unvollkommen aufgeklärt.*) Der Erwerb, der gegen den Widerstand der britischen Kapkolonie, der Buren und des Deutschen Reiches vom Cabinet von St. James ausgeführt wurde, verhinderte als wirksamer Kiesel einen Zusammenschluß von Britisch- und Deutsch-Süd-

*) S. jedoch *Diplomaticus*, *Fortnightly Review*, Jahrg. 1899. *Diplomaticus* ist ein Zingo und parteiisch, jedoch von allen englischen Publizisten in Staatsdingen am Besten unterrichtet.

africa. Man kann nach dem unvollkommenen, bis jetzt vorliegenden Material nicht umhin, zu urtheilen, daß Bismarck, der in Sachen Damaraland so ungemein wachsam und energisch war, in Sachen Betschuanaland, wo es sich um Sein oder Nichtsein eines transafrikanischen Großreiches handelte, sich von den Briten hat überrumpeln lassen. Leider gab er auch in der Angelegenheit der St. Luciabai nach, die uns von Osten aus nur noch weit vortheilhafter mit dem Transvaal verbunden hätte. Es ist bekannt, daß Bismarck mit einer gewissen Unlust in das Kolonialgeschäft sich reifen ließ; auch war er wohl durch unsere damaligen afrikanischen Konsuln, die meist im englischen Fahrwasser segelten und sonst zu wünschen ließen, nicht ausreichend informirt; ahnten doch selbst die wenigsten der britischen und der Kappolitiker die Bedeutung Betschuanalands, das den Engländern den Weg ins Innere erschloß und eine Verbindung Kap-Kairo zu ermöglichen schien. Immerhin gab es bereits 1873 Leute in Kimberley, die eine solche Verbindung forderten. Vorläufig ist nur erwiesen, daß Bismarck zwar an ein Bündniß mit den Buren, daß er an Betschuanaland und, von Lippert angeregt, sogar an Matabeleland dachte, daß er bereits das untere Sambesigebiet ins Auge faßte und in St. Lucia wirklich die deutsche Flagge hissen ließ, daß er aber von sämmtlichen Punkten zurückwich und die Flagge wieder zurückzog. Das ist um so auffallender — immer nach dem bisherigen Material —, als damals durch Gordons Niederlage und Tod und den mit Rußland wegen Afghanistan drohenden Krieg England vollauf beschäftigt und geradezu in einer Zwangslage war. Dagegen wälzte beim Kongokongreß in Berlin Bismarck den Engländern mächtige Felsblöcke in den Weg und bewirkte, daß wenigstens die Straße durch das mittlere Afrika ihnen versperrt wurde. Ob der Kanzler bei seiner Schöpfung des Kongostaates bereits an die Möglichkeit, die jetzt am Horizont aufdämmert, eines engeren Anschlusses von Belgien an Deutschland gedacht hat, muß unentschieden bleiben.

Die Auftheilung Africas zeigt sehr deutlich, daß Eifersucht und Wett-eifer der Mächte ein wichtiger Faktor in der Ausbreitung der Europäer sind; ohne die stärkste Konkurrenz wäre die Austheilung nie in so firegerder Thee erfolgt. Fünfzehn Jahre haben genügt, um mehr als die Hälfte des gewaltigen Kontinents an den Mann zu bringen. Aber auch, wo kein Nebenbuhler in nächster Nähe zu hartigem Handeln antrieb, geschah die Ausbreitung schnell genug. Dreißig Jahre haben ausgereicht, um Turkestan russisch zu machen, woran sich ein zielbewusstes Vorschreiten im Pamir schloß. Dies hat dann allerdings doch wieder den Reid des Nebenbuhlers zu heller Flamme entfacht und hat unmittelbar das Vorschieben der englischen Grenze bis nach Makran (Belutschistan) und dem Hindukush veranlaßt. Eben so hat in Siam das gespannte Verhältniß zwischen Frankreich und England zur Annexion

der Schanstaaten und des linken Mekongufers geführt. In Ostasien vollends hat die Eifersucht der Mächte es fertig gebracht, binnen vier Jahren seit dem Zusammenbruch Chinas dieses Reich ohne Rest, allerdings rein theoretisch vorläufig, in Einflußkreise zu zerlegen.

Schließlich hat die europäische Kolonisation die subarktischen Gebiete in den letzten Jahren in Angriff genommen. Die großen sibirischen Flüsse Ob, Jenissei, Lena, Oseja wurden der Schifffahrt eröffnet und ihre Ufer bis hoch in den Norden hinauf für Ackerbau gewonnen. In Jakutsk unter fast 62° N. wird es im Juli noch bis zu 39° C. warm*), so daß Getreide gedeihen kann, und auf der Lena laufen neun Dampfer. Ähnlich entwickelt sich der untere Jenissei, der mit Glasgow und Hamburg in Verbindung steht, und die Murmanküste. In Kanada nähern sich die Bauerngüter immer mehr dem Polarkreise und Bahnen sind beschossen und zum Theil schon ausgeführt worden, die die Hudsonbai mit Assiniboia, dem Nordwestterritorium und dem Kolumbiarevier verknüpfen und eine neue amerikanische Ueberlandbahn erstellen sollen. Den größten Zuzug unter den subarktischen Gegenden aber hat Alaska gehabt; doch muß es zweifelhaft bleiben, ob sich hier eine dauernde Ansiedelung ausgestalten wird.

Es erübrigt noch, kurz Südamerika zu erledigen, das in der jüngsten Zeit sich auch beträchtlich gehoben hat. Italiener, Deutsche, Briten, Polen, Russen, Iberer, Franzosen, Scandinaven sind in bedeutenden Massen nach Südamerika geströmt; namentlich ist die Bevölkerung Brasiliens und Argentiniens stark gewachsen. Das Indianergebiet verringert sich zusehends, doch überragt es in Brasilien noch immer fünf- bis sechsmal an Ausdehnung das Gebiet der Weißen. Im äußersten Süden beginnen die Weißen jetzt, im Innern Patagoniens Fuß zu fassen und die Falklandsinseln erträglich zu machen. Australien endlich hat zwar Einiges durch Coolgardie gewonnen, aber auch viel von seiner Bevölkerung durch Auswandern — zum Beispiel australische Sozialistentolonie in Paraguay — eingebüßt, so daß die Lage im Ganzen sich kaum veränderte und die zuversichtliche Prophezeiung begeisterter Australier, daß um 1930 die Bevölkerung 50 Millionen betragen werde, ihrer Erfüllung fernere ist denn je. Doch ist wenigstens Neuseeland, trotz schweren, selbstverschuldeten finanziellen Krisen, im Aufstreben begriffen, auch Neuguinea in erfreulicher Entwicklung.

Die Europäer haben Ursache, auf die letzten sechzig oder siebenzig Jahre zurückschauend, mit ihren Erfolgen zufrieden zu sein. Sie haben die halbe Welt besiedelt und von der anderen Hälfte gut drei Fünftel unterworfen. Es fehlt aber nicht an Elementen, die der westlichen Alleinherr-

*) Messung eines petersburger Akademikers.

schaft widerstreben. Japan hat sich ermannt und selbständig gemacht, China lehnt sich gegen westliche Bevormundung auf, im Islam gähret es, der Einfluß der orientalischen Kultur — japanische Kunst, Buddhismus und Theosophie, indische und türkische Sitten — ist wieder stark bei uns im Wachsen, die Schwarzen gewinnen das Uebergewicht in Westindien und den Südstaaten der Union; die Westmächte aber, deren Konflikt durch die brendete Theilung der Welt auf die Spitze getrieben wird, sind daran, einander zu vernichten. Das gefährlichste dieser Hemmungelemente ist das letzte: die eigene Uneinigkeit. Die Kriege um Kuba und um Südafrika sind bedenkliche Vorläufer größeren Unheils.

Jedenfalls aber hat das Vordringen der Europäer in der ozeanischen Zeit das Ergebnis gehabt, daß sechs Neu-Europas entstanden: das angelsächsische Nordamerika, das romanische Mittel- und Südamerika, das niedergermanische Südafrika, das angelsächsische Australien, das slavische Sibirien und das romanische Algerien. Der Schauplatz der Weltkultur und die Zahl abendländischer Kulturvölker war hierdurch verdoppelt. An innerem Werth ist durch ihre Ausbreitung die Gesamtkultur allerdings vorläufig kaum gestiegen, so wenig zuerst das Christenthum stieg, als es zu den halbbarbarischen Nordvölkern kam. Immerhin sind wenigstens in Amerika die Ansätze höherer Fortbildung, gelegentlich sogar das europäische Vorbild überragend, schon deutlich sichtbar. Ferner haben sich ganz neue Ansichten für Volksthum und Weltmacht, ganz neue Probleme und neue Lösungen eröffnet. Daher ist das Jahr 1776, in dem die Vereinigten Staaten zu Philadelphia ihre Unabhängigkeit erklärten, in dem zuerst ein westarisches Volksthum in Uebersee sich bewußt aufthat, für die ganze arische Welt das einschneidendste Epochenjahr gewesen. Ungefähr zur selben Zeit war in Südafrika ein aus den verschiedensten Elementen zusammengebrautes Volksthum einigermaßen hergestellt und begannen die Buren, sich als neue, eigenartige Nation zu fühlen. Im Jahre 1788 hob die europäische Besiedelung Australiens an und dämmerte zwei bis drei Menschenalter später das Bewußtsein australischer Besonderheit auf. Um 1820 machten sich die Romanen in Amerika frei; doch hat sich bei ihnen kein einheitliches Volksthum entwickelt, vielmehr scheint es, daß sie in vier bis fünf Nationalitäten (Chilenen, Argentinier, Brasilier, Mexikaner und etwa noch Peruaner) auseinanderfallen werden. Eben so ist bei den Spaniern, Juden, Italienern und Franzosen Nordafrikas noch keine Einheit zu verspüren. Dagegen sind die Sibirier, obwohl ebenfalls aus mindestens fünf Unterassen zusammengeschweisst, zwar mehr oder weniger einheitlich, aber ihr Zusammenhang mit dem Mutterland ist zu stark, als daß sie, obwohl ihnen eine scharf ausgeprägte koloniale Sonderart nicht fehlt, als eigene Volkheit sich hätten lösen können. Dr. Albrecht Wirth.

Nietzsches Frauenfeindschaft.

Unter den zahlreichen Legenden, die sich an den Namen Nietzsches knüpfen, ist eine der verbreitetsten, er sei ein arger Frauenverächter gewesen. Auch die Leute, die im Uebrigen darauf verzichteten, ihn aus eigenen Studien kennen zu lernen, citiren mit Vorliebe den „grausamen“ Aphorismus: „Gehst Du zum Weibe? Vergiß die Peitsche nicht!“ und bedürfen fortan keines weiteren Zeugnisses. Ja, diesen schrecklichen Aphorismus giebt es wirklich und noch eine Reihe ähnlicher dazu; aber wie köstlich Nietzsche selbst solche Einfälle parodirt, zum Beispiel in einem der wundervollen Tanzlieder, davon spricht Niemand. Nietzsche hat in dem Tanzlied das Leben als die Geliebte aufgefaßt, mit der er sich in zärtlichem Spiel jagt und neckt:

Und jetzt fliehst Du mich wieder, Du süßer Wildfang und Unbanke!

O, sieh mich liegen, Du Uebermuth, und um Gnade flehn!

Wern möchte ich mit Dir lieblichere Pfade gehn!

Der Liebe Pfade durch stille, bunte Büsche —

Ober dort den See entlang — da schwimmen und tanzen Goldfische!

Du bist jetzt müde? Da drüben sind Schafe und Abendröthen —

Ist es nicht schön, zu schlafen, wenn Schäfer flöten?

Du bist so arg müde? Ich trage Dich hin, laß nur die Arme sinken —

Und hast Du Durst, ich hätte wohl Etwas —

Aber Dein Mund will es nicht trinken.

Oh, diese verfluchte, stinke, gelente Schlange und Schlupfheze!

Wo bist Du hin?

Aber im Gesicht fühle ich von Deiner Hand zwei Tupsen und rothe Klege!

Ich bin es wahrlich müde, immer Dein schafischer Schäfer zu sein —

Du Heze, habe ich Dir bisher gesungen, so sollst Du mir schrein!

Nach dem Takt meiner Peitsche sollst Du mir tanzen und schrein —

Ich vergaß doch die Peitsche nicht? — Rein?

Da antwortet das Leben und hält sich dabei die zierlichen Ohren zu:

„Oh, Zarathustra, klatsche doch nicht so fürchterlich mit Deiner Peitsche —

Du weißt es ja, Kärm mordet die Gedanken

Und eben kommen mir so zärtliche Gedanken.“

Soll man sich danach im Ernst noch über die „Brutalität“ des Frauenfeindes Nietzsche entrüsten? Dem, der es thäte, müßte jeder Sinn für Humor fehlen, für jene köstliche Geistesfreiheit, die auch mit den ernstesten Dingen sich zu spielen erlauben darf, die auch über die härtesten und schmerzlichsten Erlebnisse noch zu lächeln versteht. Und nur so können wir unseres Lebens Meister

werden und mit Nietzsche sagen: „Was uns das Leben verspricht, Das wollen wir dem Leben halten!“

Aber auch wir, die wir uns nicht über die „Deutlichkeit“ des Frauenfeindes Nietzsche entsetzen, möchten zu verstehen suchen, warum er denn nie die große Leidenschaft erlebte, warum er nie „das Weib, von dem er Kinder mochte“, fand. Frau Förster-Nietzsche hat mit Recht einmal darauf hingewiesen, daß die Freundschaft in ihres Bruders Leben die Rolle gespielt und die tragischen Verwickelungen herbeigeführt hat, die sonst nur die Liebe hervorzurufen pflegt. Er selbst meint deshalb, daß die Freundschaft, so wie er sie verstand, doch mindestens solchen Anspruch darauf habe, dichterisch behandelt zu werden, wie die Liebe. „Sie habe ähnliche seelische Konflikte, — nur auf einer viel höheren Stufe“. Sicher kann man Nietzsche nur gerecht werden, wenn man alle Freuden und Leiden seiner Freundschaft mit Richard Wagner kennt. An den Freiherrn von Gersdorff schreibt er: „Dazu habe ich einen Menschen gefunden, der wie kein anderer das Bild Dessen, was Schopenhauer das Genie nennt, mir offenbart. In ihm herrscht eine so unbedingte Idealität, eine solche tiefe und rührende Menschlichkeit, ein solch erhabener Lebensernst, daß ich mich in seiner Nähe wie in der Nähe des Göttlichen fühle.“ Und an Erwin Rohde: „Was ich in Tribschen lerne und schaue, höre und verstehe, ist unbeschreiblich. Schopenhauer und Goethe, Aeschylus und Pindar leben noch, glaub' es nur.“ Und noch 1888, kurz vor seiner Erkrankung, schreibt er, der Verkehr mit Wagner sei seine tiefste und herzlichste Erholung im Leben gewesen. „Ich lasse den Rest meiner menschlichen Beziehungen billig; ich möchte um keinen Preis die Tage von Tribschen aus meinem Leben weggeben.“ Als dann auf die „Insel der Seligen“, auf Tribschen, die Tage von Bayreuth folgten, als Nietzsche sich seiner eigenen Lebensaufgabe immer bewußter wurde und zugleich mit tiefem Schmerz erleben mußte, daß man ihn bei Wagner nicht als Den, der er war, sondern vor Allem als eifrigen, begeisterten Wagner-Apostel schätzte, als Wagner selbst sich von Siegfrieds Heldengestaltung zu einer Art von mystischem Katholizismus zurückentwickelte, da war es nicht nur die unüberbrückbare Kluft zwischen ihren Anschauungen und das verletzte Selbstgefühl: fast mehr noch schmerzte ihn, daß der Mensch Wagner sich nicht als so groß erwies, wie er ihn in überschwänglicher Begeisterung sich geträumt hatte.

Jahre lang hat Nietzsche an dieser Freundschaft, an dieser Entfremdung gelitten, mit einer Intensität, von der sich die meisten Menschen wohl kaum eine Vorstellung machen. Er sagt einmal, es bestimme beinahe die Rangordnung, wie tief Menschen leiden können. Der Gefahr dieser Sensibilität war er sich voll bewußt; in einem Brief an Malwida von Meysenbug sagt er: „Das Geheimniß aller Genesung für uns ist: eine gewisse

Härte der Haut wegen der großen inneren Verwundbarkeit und Leidenschaftlichkeit zu bekommen.“ Daß bei einem so völligen Ausleben des Freundschaftsgefühles die Liebe zu kurz kommen mußte, ist begreiflich. Daß Nietzsche in seiner Jugend als Schopenhauer-Jünger schreckliche Reden gegen die „Weiber“ hielt, in Wahrheit aber von zartester Rücksicht, von fast feierlicher Frauenverehrung war, hat schon seine Schwester in der Biographie erzählt.

Während er die schmerzliche Enttäuschung von Bayreuth erlitt, lernte er eine junge Französin kennen und schrieb ihr dann Briefe von zarter, melancholischer Poesie. Wer sie liest, muß glauben, daß Nietzsche nur mit seiner Seele liebte, daß die Liebe bei ihm sich jedes sinnlichen Elementes entkleidete. Was an wohlthuerender und tröstlicher Sähigkeit, an zartem Reiz in der Freundschaft einer Frau liegen kann, Das hat er auszukosten gewußt. Die Frauen, mit denen er in freundschaftlichen Beziehungen stand, haben nie Etwas von „Weiberhaß“ oder „Verachtung“ an ihm bemerkt und auch in seinen Schriften findet man bis zum Jahre 1882 kaum ein Wort, das darauf schließen ließe. Im Gegentheil wünschte er sich 1874, wie er an Malwida von Meysenbug schreibt, nur noch „ein liebes Weib“, um dann alle seine Lebenswünsche als erfüllt anzusehen. Erst von 1875 an stand er, wie seine Schwester erzählt, dem Gedanken an eine Heirath skeptisch gegenüber; dazu mag seine Krankheit nicht wenig beigetragen haben. Erst von jener Zeit an spürt man in seinen Werken die bitteren Feindsähigkeiten gegen die Frauen; besonders gegen bedeutende Frauen findet man Ausfälle, die ihm den Namen eines „Frauenfeindes“ verschafft haben. In diesen Aphorismen scheint es oft, als ob er jede bedeutende Frau — auch der Vergangenheit, wie Madame Roland, George Elliot, Madame de Staël, George Sand — als eine persönliche Feindin betrachte, so daß auch Frau Förster Nietzsche seine harten und übertriebenen Ausdrücke nur als Reaktion gegen Uebertreibungen auf der Seite moderner Frauen zu erklären weiß. Daneben aber hat auch dieser subjektivste aller Philosophen so ernste, wundervolle Worte über Lieb und Ehe gesprochen, daß wir froh sein dürften, wenn alle Männer solche „Frauenfeinde“ wären.

Nietzsche, der in der „heiligen Fabel von Jesu“ das Martyrium des Wissens um die Liebe vermuthet, der so intensiv zu leiden vermochte, hatte seiner ganzen Wesensart nach ein tiefes Verständniß für die weibliche Seele. Er durfte auch sagen, daß das Weib oberflächlicher sei als der Mann, und es ist kein Wunder, daß er so häufig dem Manne das Gemüth, die tiefen, starken Antriebe zuspricht und der Frau den Verstand; denn der Mann, von dem er sprach, war er selbst.

In „Menschliches, Unzumenschliches“ finden wir das große Wort: „Das vollkommene Weib ist ein viel höherer Typus des Menschen als der vollkommene Mann, — freilich auch viel seltener.“ Da spricht er auch von

den „edlen, freigesinnten Frauen, die die Hebung ihres Geschlechtes erstreben“, und rät den Frauen, eine Wissenschaft methodisch zu lernen. Er ist gegen Mädchen-Gymnasien, weil ihm das Gymnasium, so wie es heute ist, auch für die Knaben schädlich scheint, da es jede Eigenart erstickt und die Schüler zu traurigen Abbildern ihrer Lehrer mache. Er findet, als von den Fehlern der Frau die Rede ist, das tiefe Wort: „Man muß die Männer besser erziehen!“ Und wenn er die Frau von heute schilt: „Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig!“, so liegt in dem kleinen Wörtchen „noch“ Alles eingeschlossen, was wir verlangen können: „Allzu lange war im Weibe ein Sklave und ein Tyrann verflocht. Deshalb ist das Weib noch nicht der Freundschaft fähig. Es kennt nur die Liebe. Aber sagt mir, Ihr Männer: wer von Euch ist denn fähig zur Freundschaft?“ Das ist, was Alle, die der Frau helfen wollen, ein höherer Mensch zu werden, auch empfunden haben: daher ja unser Bestreben, sie der Freundschaft fähig zu machen.

Nietzsche träumt zuweilen, es gebe Frauen mit hohen, heldenhaften, königlichen Seelen, bereit zu den großartigsten Entschliefungen und Aufopferungen. Er empört sich dagegen, daß sich ein „Heiliger und eine Gans paaren.“ Das schöne Gesicht einer geistlosen Frau hat für ihn etwas Maskenhaftes. Aber vor allen Dingen müssen wir ihm dafür dankbar sein, daß er die alte ästhetische Moral der Kirchenväter, die in der Liebe der Geschlechter zu einander etwas Sündhaftes und im Weibe etwas Niedriges, Urreines erblickte, daß er diese lebenverneinende Moral durch seine stolze, lebenbejahende erfetzte, die Menschen dadurch vom bösen Gewissen befreit und ihre Liebe geheiligt hat. Er will nicht die Leidenschaften, die Instinkte austrotten — Das hieße ja, das Leben an der Wurzel angreifen —, sondern er fragt immer: „Wie verschönt, wie vergoldet, wie vergöttlicht man eine Begierde?“ Und so hat er denn oft unsere „vergeistigte Sinnlichkeit“, unsere „Liebe“ der „Freundschaft“ des Alterthums entgegengestellt und sie als den schönsten Sieg über die Asese des Christenthums bezeichnet. Die „Liebe als Passion“ gehört ihm zur aristokratischen Empfindungsweise.

Wer mit ihm auf dem Boden der neuen Weltanschauung steht, Der wird auch verstehen, daß ihm die leibliche Tüchtigkeit bei Mann und Weib von höchster Bedeutung ist. Sein Ideal hat er mit den Worten angedeutet: „So will ich Mann und Weib: kriegstüchtig den Einen, gebürtüchtig das Andere; beide aber tanztüchtig mit Kopf und Beinen.“ Was heißt denn nun „tanztüchtig“, aus der Sprache Zarathustras in die des Lebens übersetzt? Für den Mann: ein Mensch hoher, heller, daseinsfroher Kultur zu sein. Das fordert Nietzsche für beide Geschlechter: Können wir mehr verlangen? Wie ernst er die Ehefrage behandelt wissen wollte, zeigt am Besten das Kapitel von „Kind und Ehe“ im Zarathustra.

„Du bist jung und wünschst Dir Kind und Ehe. Aber ich frage Dich: bist Du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf? Bist Du der Siegreiche, der Selbstzwingler, der Gebieter Deiner Sinne, der Herr Deiner Tugenden? Ich will, daß Dein Sieg und Deine Freiheit sich nach einem Kinde sehne. Nicht nur fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinaus! Ehe: so heiße ich den Willen zu Zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ueber Euch hinaus sollt Ihr einst lieben. So lernt erst lieben! Bitterniß ist im Kelch auch der besten Liebe: so macht sie Sehnsucht zum Uebermenschen. Sprich, mein Bruder, ist Dies Dein Wille zur Ehe? Heilig heißt mir solch ein Wille und solche Ehe.“

Aber auch die Freundschaft scheint ihm ein anderes Mal eine wünschenswerthe Grundlage der Ehe: „Eine Ehe, eine Freundschaft sollte das Mittel sein, unser eigenes Ideal durch ein anderes Ideal zu stärken; wir sollten das Ideal des Anderen auch sehen, — und von ihm aus unseres.“

„In Eurer Liebe sei Tapferkeit! Mit Eurer Liebe sollt Ihr auf Den losgehen, der Euch Furcht einflößt. In Eurer Liebe sei Eure Ehre. Und Dies sei Eure Ehre: immer mehr zu lieben, als Ihr geliebt werdet — und nie die Zweiten zu sein . . . Der Mann fürchte sich vor dem Weibe, wenn es liebt; da bringt es jedes Opfer, — und jedes andere Ding gilt ihm ohne Werth. Das Glück des Mannes heißt: Ich will! Das Glück des Weibes heißt: Er will. Siehe, jetzt eben ward die Welt vollkommen! Also denkt ein jedes Weib, wenn es aus ganzer Liebe gehorcht.“

Freilich hat Nietzsche die Frauen hier nur in ihrer Beziehung zum Mann und zum Kind gefaßt; er hat es uns überlassen, selbst die Lücke auszufüllen, die er ließ. Mag das Glück der Frau, insofern sie Weib ist, auch heißen: „Er will!“ Insofern sie Persönlichkeit ist, heißt es auch für sie: „Ich will!“ Unser Problem ist eben, das unvereinbar Scheinende zu vereinen: ein freier Mensch, eine eigene Persönlichkeit und ein liebendes Weib zugleich zu sein. Denn eine absolute Unterordnung wäre ja doch nur möglich, wenn der Mann wirklich ein absolut Uebergeordneter, ein „Gott“ wäre. Wo sich aber, bei dem erwachten Persönlichkeitsgefühl der Frau, dieser alte liebliche Traum nicht mehr im Tageslicht festhalten läßt — welche liebende Frau hätte es nicht zuerst versucht! —, da sind wir dann mitten in der Tragödie, „welche zerreißt, indem sie entzückt“. Sicher wird es im Leben einer modernen Frau Stunden geben, wo ihr der Preis, den sie für die neue Entwidlung zahlen soll, gar zu hoch erscheint, wo sie mit Penthesilea sprechen möchte: „Ich sage vom Gesetz der Frau mich los“, um in alter Weise dem Manne zu folgen. Doch das Alte, das Tote läßt sich nicht wieder lebendig machen. Wir müssen neue Formen, neue Gefühle für neue Menschen zu schaffen suchen. Und nicht mehr in absoluter Unterordnung werden wir unser Glück finden. Denn nicht zur Unterdrückung auf der einen, zu Neid und Haß auf der anderen Seite: zur Freude an und mit einander sind Mann und Weib da; und dann gilt auch Nietzsches feines Wort: „Nur wer Mannes genug ist, Der wird im Weibe das Weib erlösen.“

Wird also Nietzsche auch nicht allen Entwicklungszielen der Frau in dem Maße gerecht, wie wir es wünschen möchten, so wäre es doch ein Zeichen engen, unfreien Geistes von uns, ihn deshalb abzulehnen und uns so selbst um die hohen, unvergleichlichen Schönheiten seiner Werke zu bringen. So viel weltfremde Theorie in manchen seiner Aussprüche über die Frauen fließen mag: auch von ihm gilt, was er selbst von Zarathustra sagt: „Seltsam ist; Zarathustra kennt wenig die Weiber und dennoch hat er über sie Recht. Geschieht Das deshalb, weil beim Weibe kein Ding unmöglich ist?“

München.

Helene Stoecker.



Der neue Strindberg.

Priester waren die ersten Dichter. Werden wir es jetzt erleben, daß aus den Dichtern Priester werden? Wieder regt sich religiöses Bedürfnis. Einige kehren zum alten Glauben zurück; Andere, wie die Brüder Hart, die einst viel für das Erstehen einer modernen Kunst thaten, mühen sich nun um das Erstehen eines neuen Glaubens. Es scheint, als empfänden die Menschen unserer Tage lebhafter als bisher eine innere Zusammengehörigkeit von Schönheit und Güte, von Kesthetik und Ethik, als solle das alte Wort *καλοκαγαθία* wieder einen Sinn erhalten. Wie einst Theater und Gottesdienst mit einander verschmolzen waren, so werden auch heute wieder Werke geschaffen, in denen sich das Drama unmerklich beinahe zum Kult wandelt.

Wer sich der Götter Haß zugezogen, gerieth in die Gewalt Ates und den in Verblendung und Vermeßtheit begangenen Thaten folgte die Vergeltung. Ate, Hybris, Remesis waren lenkende Mächte des antiken Trauerspiels. Ein unentrinnbares Fatum hielt Geschlechter und Individuen umklammert. Dann hatte die deutsche Literatur ihre Tragoedien mit dem romantisch umgemodelten Schicksalsbegriff. Schicksalskomödien aber gab es bisher nicht; die Schöpfung dieser neuen dramatischen Gattung war August Strindberg vorbehalten. Auch bei ihm kehren die Wörter Gott, Hybris, Remesis wieder. Doch sie haben einen anderen Inhalt. Der heutige Strindberg schlägt als Autor unbegangene Wege ein; mit Erstaunen gewahrt man eine neue Kesthetik in seinen neuen Dramen. Eine Kesthetik, die ohne seine neue Theologie unverständlich bleiben muß.

Oft schon ist aus Saulus Paulus geworden; selten vollzog dieser Vorgang sich unter so interessanten Formen wie bei dem Verfasser von *Antibarbarus* und *Sylva sylvarum*. „Jung, war ich aufrichtig fromm; und Ihr“ — ruft er „den Mächten“ zu — „habt mich zum Freidenker gemacht. Aus dem Freidenker habt Ihr mich zum Atheisten gemacht, aus dem Atheisten zum Gottesfürchtigen.“ Will man seine Wandlung verfolgen und verstehen, wie aus dem Vorkämpfer für Gewissensfreiheit und Recht der Persönlichkeit gegen Pflucker- und Temperenzlerthum, aus dem „Verführer der skandinavischen Jugend“ ein zerknirschter Gottesbekenner wurde, so lese man seine Beichten „Inferno“ und „Legenden“.

Wie manchen Anderen, hatte ihn die moderne Wissenschaft zum Atheismus geführt. Wozu einen Gott annehmen, wenn man Werden und Vergehen, Evolution und Revolution durch Naturgesetze zu erklären vermag? Die Menschheit in ihrer ersten Jugend, das Volk in seiner durch Priester künstlich erhaltenen Blindheit mußte freilich an das Walten höherer, unsichtbarer Mächte glauben, um den Mängeln seiner Erkenntniß vom Kausalregens abzuhelfen. Und nun hatte es die Naturwissenschaft so herrlich weit gebracht; in ihrer Weltordnung war für Gott kein Platz mehr. Wie Uranos von Kronos, Kronos von Zeus entthront wurde, wie Christus im Olymp erschien, um der Herrschaft der Heidengötter ein Ende zu bereiten, so versuchten die Männer der Wissenschaft nun einen neuen Staatsstreich. Der Thurbau von Babel, der Ansturm der Giganten sollte mit besserem Erfolge wiederholt werden.

Eine Zeit lang lächelte ihnen der Sieg. Zimmer leerer wurden die Bethäuser, immer voller die Hörsäle. Doch schon damals wollte der Skeptiker Strindberg nicht durchaus auf die Axiome dieser modernen Lehre schwören, die selbst so fatale Ähnlichkeit mit Glaubensdogmen hatten, also mit Etwas, das gerade endgiltig überwunden sein sollte. An die Stelle der alleinseligmachenden Kirche war die alleinseligmachende Wissenschaft getreten. „Das große Ereigniß der pariser Saison war die Parole Brunetières vom Bankrott der Wissenschaft. Seit meiner Kindheit in die Naturwissenschaften eingeweiht, später Anhänger Darwins, hatte ich das Ungenügende jener wissenschaftlichen Methode entdeckt, die die Mechanisation der Welt behauptete, ohne einen Mechanikus gelten lassen zu wollen . . . Wir haben alle Probleme gelöst: die Welt hat keine Räthsel mehr. Diese dunkelhafte Lüge hatte mich schon um 1880 gereizt und ich hatte während der nun folgenden fünfzehn Jahre eine Revision der Naturwissenschaften unternommen.“

Dem mittelalterlichen Faust, wie ihn Goethe gestaltet, könnte man Strindberg als modernen Faust-Typus an die Seite stellen. Ein Faust, der mit dem Leben wie mit der Wissenschaft fertig ist: „Das Kühnste, was ich gewünscht und geträumt, hatte ich gehabt. Der Schande wie der Ehre, des Genusses wie der Leiden satt, fragte ich mich: Was nun? . . . Es gab also nichts mehr auf dieser Welt zu thun; und ich beschloß, als unnütz, vom Schauplay abzutreten.“ Schon ist er dem Tode durch Kohlenstoffgase nah; da meinte er, die Stimme einer alten Frau zu hören: „So glaube doch nicht daran, mein Kind! . . . Und ich habe nicht mehr daran geglaubt, daß das Weltgeheimniß entschleiert sei, sondern habe manchmal . . . angefangen, über die große Unordnung nachzudenken, um zuletzt in ihr einen unbegrenzten Zusammenhang zu entdecken.“

Dem Triebe nach Wahrheit hatte Strindberg Alles geopfert: Gesundheit, Lebensstellung, endlich, als Ehe und Wissenschaft mit einander in Konflikt geriethen, sogar Weib und Kind. Er schloß sich nicht, wie Faust, in eine räucherige Stubirstube; er lebte das Leben des modernen Menschen, kostete alle Genüsse, litt alle Qualen, lernte alle Höhen und Tiefen kennen. Oft dicht am Ziele seiner Forschungen, sieht er sich immer wieder zurückgeworfen. Und zuletzt ergreift ihn der Gedanke, daß es höhere Mächte sind, die sich mit ihm beschäftigen, in sein Geschick eingreifen. Er hat Erlebnisse, die ihm das von E. T. A. Hoffmann oder von Raupassant im Porta Erzählte glaubhaft erscheinen lassen. Er sieht

Wirkungen, ohne daß ihm die Wissenschaft eine Erklärung dafür böte, — die Wissenschaft, die sich nur mit den Erscheinungen der realen Welt befaßt und die irrealen leugnet. So wird er langsam, unwiderstehlich zu einer Art Religion geführt; diese ist „eher ein Seelenzustand als eine auf Theorien gegründete Meinung, ein Gemisch von mehr oder weniger zu Begriffen verdichteten Empfindungen.“ Anfangs glaubt er sich unschuldig verfolgt; dann aber stellt er durch Beobachtungen — die Beobachtungen eines krankhaft Ueberreizten — fest, daß nach gewissen Handlungen und Reden gewisse üble Folgen für ihn eintreten. „Die Mächte“ wollen ihn erziehen, ihn läutern. Neben der realen Welt giebt es noch eine wichtigere, irreal.

Er macht die Entdeckung, daß nicht nur er vom transszendentalen Drange erfaßt ist; eine neue Zeit bricht an, die Gemüther werden reif für einen neuen Gott. „Der Okkultismus hat seine Rolle gespielt, indem er die Wunder und die Dämonologie wissenschaftlich erklärte. Die Theosophie, die Vorläuferin der Religion, hat ausgelebt, nachdem sie die Weltordnung, die straft und belohnt, wieder errichtet hat . . . Der Buddhismus des jungen Frankreich hat den Verzicht auf die Welt proklamirt und den Kultus des Leidens, der geraden Weges nach Wolgatha führt.“ Erst spät fällt Strindberg Huysmans' *En route* in die Hände, das Bekenntniß eines Okkultisten. Warum nicht früher? „Weil es nothwendig war, daß zwei analoge Geschehnisse sich parallel entwickelten, damit das eine durch das andere gestärkt werden könnte.“

Strindberg lehnt den Protestantismus, in dem er erzogen ist, ab und bekennt sich zum Katholizismus. Und doch ist er kein rechter Katholik; er läßt sich überhaupt in keine der verschiedenen Sekten einordnen. Ohne Okkultist, Rosenkreuzer, Theosoph oder Spiritist zu sein, hat er Einiges mit Allen gemeinsam. Er glaubt an Dämonen, unsichtbare Mächte, Geister, die von Gott die Mission haben, den Menschen zu verwirren und zu strafen, aber auch, ihn zu warnen und zu bessern. „Der Mensch büßt oft scheinbar unschuldig; dann sühnt er Sünden, die er in einem früheren Leben begangen hat.“ Den Frieden giebt nur Gehorsam und völlige Demüthigung vor den Unsichtbaren, Aufgabe jedes Versuches einer Rechtfertigung, jeder Auslehnung. Sünde ist Unmäßigkeit in Genüssen, besonders alkoholischen; weltlicher Sinn, wie er sich in der Annahme äußerer Ehrungen bethätigt; Ueberhebung bei wissenschaftlichen Erfolgen; Pharisäerthum und seelischer Hochmuth; Forschen in Dingen, die nach dem Willen der Mächte geheim zu bleiben bestimmt sind.

Der Teufel kommt in dem neuen Glauben zu neuem Ansehen, nachdem er lange lächerlich gemacht und geleugnet wurde. Es giebt böse Geister als Werkzeuge des Guten, Strafer und Erzieher im Dienste der Vorsehung, der unbekannteren Mächte, der unsichtbaren Hand. Wir büßen unsere in dieser und in vorigen Existenzen begangenen Sünden schon hienieden; das irdische Leben selbst wird dem Schuldigen zur Hölle.

Wie Vergil Dantes Führer durch das in mittelalterlichem Geiste erschaute Inferno, so ist Svendborg, ein schon fast unbekannter schwedischer Autor des achtzehnten Jahrhunderts, der Führer Strindbergs durch die Erden-Hölle des modernen Bößers. Zur Beatrice wird ein unschuldig kleines Mädchen, Strindbergs Kind. Die Schilderung der Strafen bei Svendborg erinnert ihn nicht

nur an Dante, auch an die griechische, römische, ja, die germanische Mythologie und bringt ihn zu der Annahme, „daß die Mächte sich immer ungefähr gleichartiger Mittel zur Verwirklichung ihrer Absichten bedient haben,“ — Das heißt: zur Verwirklichung des menschlichen Typus, der Erzielung des höheren, des „Uebermenschen“.

Das ist Strindbergs neuer Glaube, der mit dem alten nichts gemein hat als das theologische Gewand, die traditionelle Terminologie. Dieser Glaube war nicht möglich ohne die vorangegangene Periode wissenschaftlichen Aufschwunges. So wenig wie unsere Neuzoantiker in ihren Kunstbestrebungen mit den Friedrich Schlegel, Adam Heinrich Rölller, Zacharias Werner und Clemens Brentano zusammengeworfen werden dürfen, eben so wenig geht es an, ihren religiösen Drang mit der Bekämpfung jener „Kreier“ zum Katholizismus in eine Linie zu stellen. Die deutschen Romantiker jener Tage zimmerten Schicksalstragödien, ohne sich viel um die Wahrscheinlichkeit der Vorgänge, die Psychologie der Personen zu bekümmern; August Strindberg versteht seltener gegen die Anforderungen moderner Technik, obwohl es bei ihm nicht an Reizeitern fehlt; er hat in der Schule des Naturalismus gelernt. Durch Neußerlichkeiten darf man sich nicht zu voreiligen Schlüssen verleiten lassen. Wenn in seinem Mysterium „Advent“ das Nichtsein an der Wand sich rührt, ist man versucht, an das Schicksalsmesser im „Vierundzwanzigsten Februar“ Werners zu denken. Strindberg kennt die deutschen Romantiker; doch ihm ist das Schicksal nicht die Verkettung blinder wäthender Zufälle, sondern ein planmäßiges Walten der höheren Mächte zu ethischen Zwecken.

Nichts Merkwürdiges ist an den äußeren Vorgängen der Komödie „Kauf“ zu entdecken. Ein dramatischer Schriftsteller hat nach langem Ringen endlich mit einem Stück Erfolg, wird mit einem Schlag berühmt, verläßt seine Geliebte und sein Kind um einer Andern willen, die er dem Freunde abspänstig macht. Das Kind stirbt; er geräth in den Verdacht, es aus dem Wege geräumt zu haben, und stürzt dadurch von der Höhe des Glückes in den Abgrund des Elends, bis seine Unschuld an den Tag kommt. Banaler könnte die „Handlung“ kaum sein. Dem Dichter liegt aber auch nichts daran, etwa nach Art der Naturalisten einen beliebigen Ausschnitt aus der Realität zu gestalten; seine Absichten gehen auf das dahinter Verborgene, das Transzendente. Die Neußerlichkeiten der Sinnenwelt genügen nicht mehr als Objekt künstlerischen Erfassens; wieder erwacht die Sehnsucht, in die Reiche des nie Geachteten, nie Gehörten, ins Dämmer des Unbewußten, nur Geachteten einzubringen. Unter Strindbergs Hand wandelt sich das Gewöhnliche zum Außerordentlichen, die platte Wirklichkeit zum seltenen Ereigniß, das dem nüchtern-gesunden Menschenverstand Zugängliche zum Mystisch-Okultistischen. Seine Figuren handeln nicht ausschließlich unter dem Zwange ihrer Eigenart und des Milieus; sie haben einen freien Willen, sind Verführungen ausgesetzt, denen sie unterliegen oder widerstehen. Sie sind nicht Sklaven der Naturgesetze, doch auch nicht weltentrückte Schemen, sondern Menschen mit starken Trieben und Leidenschaften. In ihren Adern strömt lebendiges Blut, das Blut ihres Schöpfers.

Die Personen in der Komödie „Kauf“ fehlen und büßen. Sie lernen den wahren Sinn des Lebens deuten, erkennen nach und nach, daß die täglichen

Ereignisse nichts Anderes sind als Zeichen, deren sich zu ihrer Läuterung die unsichtbaren Gewalten bedienen; sie lernen diese Zeichen mit Mühe und unter Schmerzen verstehen. „Vom Leiden durch Wissen zur Buße.“ Die irreführenden Dämonen werfen dem armen, unbekanntem Maurice Erfolg, Ruhm, Reichthum als Köder hin, verleiten ihn zu seelischem Hochmuth, zur Vermessenheit, Hybris. Vergebens warnt ihn eine Ahnung: „Das ist das Glück, das seine Nichtigkeit kennt oder das Unglück erwartet.“ Vergebens hat Adolphe, der Freund, die eigene Geliebte von Maurice ferngehalten; vergebens sucht Dieser im dunklen Vorgefühl seines Schicksals Henriette auszuweichen: sie müssen einander treffen, sie werden „zusammengetrieben wie Wildpret im Jagdnetz.“ Und kaum erblickt er sie, so ergreift ihn der Sturm der Leidenschaft: „Ich sah sie nicht, denn es war, als säße sie mir in die Arme, läme mir so nah, daß ich sie nicht ins Auge fassen konnte. Und sie ließ eine Spur hinter sich in der Luft; ich sehe sie ja noch, wie sie dort steht . . . aul (macht eine Geste als ob er sich in den Finger stäche) sie hat ja Nadeln am Schulrleib. Die sticht! . . . Denken Sie: wie sie durch die Thür hinausdrückte, entstand ein kleiner Wirbelwind der mich mitzog . . . Vachen Sie nur . . . Aber Sie können sehen, wie sich die Palme dort auf dem Buffet noch bewegt! Es war ein Satansweib!“

Den verlockenden Dämonen folgen strafende. Maurice ist schuldig der Untreue am Freunde, an der Geliebten, schuldig der Ueberhebung und namentlich schuldig, weil er einen Augenblick sein Kind aus dem Leben gewünscht hat. Seine Strafe besteht darin, daß er, der einen Gedankenmord begangen, des that-sächlichen Mordes schuldig erscheint. Alle Umstände verketten sich, legen sich wie Schlingen um seinen Hals; der Indizienbeweis droht ihn zu vernichten. Aus dem umschmeichelten Liebling des Publikums wird der wie ein Ausfälliger gemiedene Verbrecher. Die Mächte lösen das Netz erst wieder, als er durch seelische Martern hinreichend geächtigt ist.

Wie Strindberg selbst, sind seine Menschen von krankhaft gesteigerter Sensibilität. Wie Maurice sich an Henriettes Taille zu stoßen glaubt, so fühlt Henriette in der Erdmerie den Daß der Birthin, der sie „kragt“. Ein Erwarteter, Adolphe, scheint den beiden Anderen als Wespenst auf dem für ihn bestimmten Stuhle zu sitzen; man stößt an sein Glas und trinkt ihm zu; man wirft es vom Tisch: eine symbolische Vernichtung des Abwesenden. Nach dem Opfer des Freundes will Henriette — Astarte, wie Maurice sie nennt — das der ersten Geliebten: sie wirft — wieder eine symbolische Handlung — das Geschenk, das Maurice von Jener empfangen hat, in den Kamin. Maurice ruft, von Henriette in ihrem Mantel gehüllt, aus: „Es ist, als wäre ich in Deiner Haut, als hätte sich mein vom Wachen aufgelöster Körper in Deine Form gegossen; ich fühle, wie ich umgeschmolzen werde; aber ich bekomme auch eine neue Seele, neue Gedanken.“ Henriette ist nicht böser als die Anderen, ist es vielleicht weniger. Sie ist nur Werkzeug der Mächte, doch kein schuldloses, denn sie büßt eigene Sünden: Weibel und Delinquentin zugleich. Während sie und Maurice sich auflehnen, mit dem Mächten hadern, bis ihr Troß gebrochen ist, hat Adolphe, der von Beiden Betrogene, schon eine weitere Station auf dem Leidenswege erreicht. Er, der milde, immer vergebende „Ideal Mensch“, weiß: „ . . . Keiner ist ein wirklich guter Mensch, der nichts verbrochen hat . . . Denn um verzeihen zu können, muß

man selbst der Verzeihung bedurft haben.“ Er demüthigt sich freiwillig unter konsequenter Ablehnung äußerer Ehren. Und auch Maurice gelangt zu dem Schluß: „Die Ehre ist Schein, Gold trodenes Laub, Weiber Rauschgetränk.“ Er und Henriette gerathen bis hart an die Grenze Dessen, was die Psychiater „Verfolgungswahn“ nennen. Strindberg kennt diesen Zustand, schildert ihn aus eigener Erfahrung im „Inferno“; und auch in seiner neuen Komödie, die in Stoff und Inhalt wie eine Inferno-Episode erscheint, werden Viele pathologische Symptome zu entdecken meinen.

Zwei Tage nur hat Maurice gelitten, dann sieht er sich unvermuthet rehabilitirt. Nicht etwa, weil der Ausgang ein „guter“, nicht tragischer ist, heißt das Stück „Komödie“; über solche ästhetische Kinderreien ist Strindberg hinaus. In seinem *Mysterium De creatione et sententia vera mundi* sagt Gott zu den Engeln von den Menschen, die er schafft: sie „sollen sich Götter dünken wie wir und ihre Kämpfe und Ueberhebungen sollen in uns vortreffliche Zuschauer finden. Die Welt der Narrheit sei ihr Name.“ Und im „Inferno“ heißt es: „Ei, was die Götter doch mit uns Sterblichen Spaß und Spiel haben! Und darum können auch wir bewachten Spötter in den gequältesten Augenblicken unseres Lebens so lachen!“ In den gequältesten Augenblicken! Nur ein Publikum von Göttern kann beim Anblick der irdischen Narrtheiten nur den Spaß der Sache empfinden. Ein Lachen geht durch Strindbergs Komödie, doch ein gequältes, keins, das uns völlig befreit, uns über Erdenleid und Erdenhorheit hinweghebt. Vielleicht lernt der Dichter künftig auch dieses Lachen noch.

Denn die neueste Phase in Strindbergs Entwicklung ist kaum die letzte. Er selbst mochte, als er wieder fromm wurde, nicht daran glauben, daß die „Mächte“ ihm Dies als endgiltigen Abschluß bestimmt hätten. Aus tiefer Selbsterkenntniß scheint er zu schöpfen, wenn er ihnen zuruft: „Alles, was ich prophezeit habe, habt Ihr für nichtig erklärt! Und werde ich wieder fromm, so bin ich sicher, daß Ihr in zehn Jahren auch die Religion widerlegt habt.“ In diesem merkwürdigen Manne scheint Alles in beständigem Flusse begriffen. Wie eine auf der Thürmzinne aufgestellte Harfe, vibriert seine Seele bald beim leisesten Hauch, bald klingt sie, vom Sturm geschlagen, in mächtigen Tönen. Strindberg ist noch nicht am Ende. Wie aber auch sein nächstes Werk beschaffen sein mag: immer wird es Strindberg sein, der sein Innerstes ehrlich enthüllt.

Breslau.

Dr. Richard Wendrinet.



Sonne.

Das neue Leben liegt hell auf den Straßen und blickt in alle Fenster. Der Himmel ist blau, über uns ganz dunkelblau, gegen den Horizont heller abgetönt. Wo nur ein Baum steht, zwitschern die Spatzen; wo nur eine Pflanze ist, fällt ein Kind hinein, dem ein Freudensprung mißglückt. Alles ist, wie es sein soll, im Frühling.

Wenn sich Kinder freuen, ist Grund zur Freude. Wir, die wir immer angstvoll in das Dunkel künftiger Tage schauen und immer im Bann Dessen stehen, was längst nicht mehr ist, wir können nicht mehr erkennen, wann Grund zur Freude ist. Unsere Freuden sind konventionell, wir wissen, wann wir uns freuen müssen und wann wir es nicht dürfen. Wir sind voll Klugheit und Ueberlegung und stolz auf unseren Verstand. Deshalb lächeln wir über die Kinder und ihre Freuden und sollten uns doch andächtig zu ihnen setzen, um von ihnen zu lernen. Ein Kind, das in einer Pfütze liegt, steht wieder auf und jubelt. Wie kindsbumm ist Das! Und doch wie weise! Ihm vermag ein Mißgeschick nicht die große wilde Freude über die Sonne zu stören. Seine Seele weiß nichts von einem Mißgeschick und sein Verstand ist noch zu klein, um es zu begreifen. Wir sind Sklaven unseres Verstandes; wir schämen uns unserer Seele und verleugnen und fälschen sie, wo wir können.

Ein junges Ehepaar tritt zur Thür hinaus und geht langsam die große, breite Straße hinunter. Zuerst reden Beide nichts und scheinen Etwas wie Verlegenheit zu fühlen. Der erste Frühlingstag: man kommt zu leicht dazu, Banales zu sagen. Ihr lag auf der Zunge: „Wie wunderbar!“ Aber sie dachte, wie viele Menschen heute wohl zur Thür hinausstreten mochten und „Wie wunderbar!“ sagen. Ob es nicht wenigstens eine feinere Nuance gäbe?

In ihr klang es und sang es: „Wie wunderbar“!...

Sie versuchte sich in eine ihr befreundete Dame hineinzuversetzen, die den Ruf hatte, sehr sensitiv zu sein. Würde Die ernst sein oder lächeln? Die würde vielleicht ernst sein und sagen: „O wäre ich allein im Walde!“ Oder sie würde lächeln und sagen: „Heute möchte ich auf den Wellen liegen und die Sonne trinken.“

Wing Das? Sie warf einen Seitenblick auf ihren Mann und sah, daß er die Augen halb zugemuffelt und die Lippen mißvergnügt eingezogen hatte.

„Die Sonne blendet furchtbar, nicht?“ sagt sie und hält sich die Hand schützend vor die Augen. In ihr aber klang es und sang es: „Wie wunderbar!“

„Ja, geradezu unangenehm“, antwortet er wie erlöst. „Das soll nun schön sein! Diese ererbten Begriffe von Schönheit! An einem Winterabend an den Frühling zu denken, hat etwas Pikantes. Die schlafende Natur regt sich traumhaft, erwacht voll Staunen. Aber in der Nähe!... Mein Gott! Diese stahlharte Sonne, die scharf in Alles hineindringt, was sie bescheint, Alles auseinanderreißt, förmlich sezirt und aus einem großen Bild hunderttausend kleine macht! Hast Du etwa den Eindruck, daß dort zwei Damen spaziren fahren? Ich nicht. Ich sehe zwei Pferde mit großen aufgerissenen Augen, glänzende Beschlüge an den Geschirren, einen gelben Kutsher, der zwei weiße Häuste von sich streckt, rotze Räder, die sich schnell drehen, und schließlich zwei Damen mit blauen Kleidern und hellen Handschuhen. Jede Kleinigkeit, das Geringste drängt sich unseren Sinnen auf und kämpft mit allen Mitteln um die Geltung. Ein Schirm ruft von Weitem: „Hierhersehen! Ich bin ein rother Sonnenschirm! Verstanden?“ „Knallroth“, brüllt er, während er näher kommt. Jetzt ist er bei uns, gestt es uns in die Ohren und quietscht noch: „Mit kleinen weißen Tupfen!“ Nein, man sollte im Frühling erst nach Sonnenuntergang ausgehen.“

„Wirklich?“ dachte sie und kam sich dumm vor, weil sie hätte jagen wollen: „O wäre ich allein im Walde!“ oder: „Heute möchte ich auf den Wellen liegen und die Sonne trinken!“ „Du hast Recht“, sagte sie; „natürlich: der Frühling hat keine echte Poesie; man denkt sich Das nur so. Viele möchten heute womöglich auf den Wellen liegen und die Sonne trinken.“

„Schwärmereien!“

Sie steht in die Sonne, schlägt die Augen nieder, — und in ihr kringt und kringt es: „Wie wunderbar!“ Dann dachte sie: „Schützen wir uns, weil wir die Augen niederschlagen müssen, vor der Sonne?“

Zwei Damen in Trauer, Mutter und Tochter, gehen am Ufer entlang. Der Fluß leuchtet in der Sonne.

„Jetzt werden die Tage meiner Leiden wieder wach“, sagt die Mutter. „Der Sturm und die grauen Wolken hatten sie eingewiegt; durch den Blick der Sonne werden sie wach. Ich wünschte, die grauen Wolken zögen wieder herauf. Sie bringen mir mein Glück, denn sie verschleiern das Glück der Anderen.“

„Aber Mama!“

„Ach ja, ich habe ja Dich . . . Aber habe ich Dich? Unter Deinem schwarzen Schleier, Kind, quellen goldige Haare hervor. Du mußt eines Tages den Schleier abwerfen und lachen. Dann bin ich allein. Ich bin heute schon allein, weil ich Das weiß.“

„Ich werde mich nie freuen können, wenn ich Dich traurig sehe, Mama!“

„Wolle Gott nicht, daß ich Deiner Freude im Wege stehe! Du mußt lachen, denn Lachen ist das Leben.“

„Warum lachst Du nicht mehr, Mama?“

„Hast Du mich denn nie lachen gehört? Weißt Du nicht mehr: in den Winternächten, als der Schnee gegen die Fenster Scheiben schlug?“

„Ja, aber damals hat mich Dein Lachen immer erschreckt, weil ich nicht lustig sein konnte. Ich verstand Dich nicht. Warum lachst Du nur in der Nacht, in der engen, schwarzen Stille, warum lachst Du heute nicht, wo die Welt vor uns liegt und glüht?“

„Weil ich die Welt kenne.“

„Die Welt, die vor uns liegt?“

„Eine andere, die eben so glühte. Das ist immer das Selbe. Man muß sehr jung sein, um sich daran immer wieder freuen zu können. Soll ich lachen, wenn ich spüre, daß ich nicht mehr jung bin? Ich sehe die Schönheit um uns, aber ich kann sie nicht mehr fassen; sie ist für mich nur die Erinnerung an eine Schönheit, die ich genoss und verlor. Nichts ist so traurig wie eine frohe Erinnerung im Unglück.“

Still gehen Beide weiter. Die Wellen des Flusses blitzen, schweben herüber und zerfließen.

Die Tochter dachte: „Vor uns glüht die unermessliche Welt. Haben wir Zeit genug im Leben, sie ganz kennen zu lernen?“

Die Mutter dachte: „Um uns wird es hell und wieder dunkel. Womit füllen wir unser Leben aus, wenn wir Das wissen?“

Waltherr Riffen.



Größenwahn & Co.

Für abgedroschenen Phrasen ist das Wort schon geworden: „Amerika, Du hast es besser als unser Kontinent, der alte“, aber es ist trotz Alledem viel Wahres daran. Die Tradition hängt dem Europäer entweder als Jopf hinten oder er schleppt sie als Kette am Fuß nach sich. Dieses lastende Gewicht fehlt dem Amerikaner; er ist frei in seinen Bewegungen. Das ist gut für einen Handelsstaat. Romantische Schwärmereien sind dem Yankee fremd; lieber als alte Burgen bewundert er gigantische Eisenkonstruktionen; und er kennt die beste Methode, Rindvieh in Massen schmerzlos zu schlachten. Ich spaße nicht, wenn ich sage: Das Hirschmalz, das die Europäer aller Schattirungen für alles mögliche unwirtschaftliche Zeug aufbrauchen müssen, bleibt den Amerikanern erhalten und befähigt zu ausfichtreicherem Wettbewerb im Kampf der Kaufleute. Daher denn auch der ungeheure wirtschaftliche Aufschwung, das unerhörte schnelle Wachsthum aller Produktionsweige in den Vereinigten Staaten.

In dieser Beziehung ist das Fehlen der Tradition also ein Glück. Aber außer Gefühlsduseleien enthält die Tradition auch einen wichtigen Bestandtheil: die Erinnerung an frühere Zeiten, die Parallelschlüsse zuläßt und manchmal regulirend in die allzu stürmische Hast der Entwicklung eingreifen kann. Wo dieses retardirende Moment fehlt, kann sich leicht ein zu verzwegenes Draufgängerthum verrennen. Es scheint, als sollte jetzt in Amerika die Rehrseite der Medaille zum Vorschein kommen. Der Mangel an Traditionen rächt sich eben nachgerade. Der Handel, den Carnegie, Morgan und Rockefeller eben mit einander abgeschlossen haben, treibt eine Entwicklung, die schon seit Jahrzehnten genau zu verfolgen war, auf die äußerste Spitze. Man wendet in Europa mit einigem Recht den Namen Trustomanie dafür an. Die Sucht, alles Mögliche und Unmögliche zu verschmelzen, feiert jenseits des Ozeans schon längst tolle Orgien; das Schlußbachelor aber zeigt als Glanzpunkt jetzt die Gründung des neuen großen Trusts sämtlicher amerikanischen Stahlgesellschaften.

Bei uns kann man sich von dem gewaltigen Umfang solcher Trustverbindungen kaum eine Vorstellung machen. Von den eben zusammengeschweißten zehn industriellen Gesellschaften hat die größte ein Kapital von 320 Millionen Dollars. Das Vizepräsidentenmitglied der Vereinigung verfügt über ein Kapital von „nur“ 80 Millionen Dollars. Bei uns gebietet keine große Bank über ein solches Kapital; und erst recht keine Industriegesellschaft. Aber die 967 Millionen Dollars, die sich dort zusammengefunden haben, sind nur Theile eines größeren Ganzen. Da besitzen Morgan und Rockefeller noch riesige Kohlen- und Petroleumfelder und nicht zu vergessen ist, daß Morgan einen allgewaltigen Einfluß auf die größten amerikanischen Bahnen, zum Beispiel auf die Northern-Pacific, hat. Dadurch erst wird jener Trust zu einem so Achtung gebietenden Unternehmen. Denn durch ihn wird nicht nur die Produktion gebändigt, sondern er regelt auch die Distribution der von ihm erzeugten Güter ganz nach Gutdünken. Die Bahngesellschaften haben die Tarife so festzusetzen, wie sie Herrn Morgan und seinen Getreuen passen. Auf der einen Seite war so jede Konkurrenz in Bezug auf die Produktion zerstückelt, auf der anderen aber wird durch die billige Expedition der Güter nach den Weltmarktplätzen auch dem Ausland der Preis diktiert. Der Trust exportirt also

zu den denkbar niedrigsten Preisen, während er zugleich dem inländischen Konsumenten das Fell über die Ohren zieht. Was ist ihm nun Mittel und was Zweck? Die Trusts spielen sich in der Regel alle als hochgradig nationale Unternehmungen auf, die der einheimischen Produktion erweiterten Absatz verschaffen wollen. Die Mehrkosten des Inlandskonsums sind nach ihrer Darstellung Wohlfühligkeitspenden, die jeder Einzelne für die nothleidende nationale Produktion zu zahlen verpflichtet ist. In Wirklichkeit aber ist die forcierte Ausfuhr der Trusts nur Mittel zum Zweck der Ausbeutung der inländischen Konsumenten. Es wird eben nur deshalb zu Schleuderpreisen exportiert, um desto kraftvoller die Verbraucher im eigenen Lande auszulügen zu können.

Die beinahe märchenhafte, unglaublich schnelle Entwicklung des amerikanischen Trustwesens wurde nur durch die Hilfe des Schutzzollens möglich. Der Zoll wurde zunächst aus sehr begreiflichen Gründen eingeführt. Bei dem nothwendigen Uebergang Nordamerikas vom Agrarstaat zum Industriestaat brauchte die noch junge amerikanische Industrie einen staatlichen Schutz. Die Zollschranken thaten auch ihre Wirkung. Mit echt amerikanischer Fixigkeit schossen die industriellen Unternehmungen aus dem Boden und fast zugleich setzte auch schon die Trustentwicklung ein. Was bei anderen Staaten erst nach Jahrzehnten emsiger Vorbereitung möglich war und dann noch immer wie ein Kunstprodukt erschien, wuchs in Amerika ganz natürlich aus den Verhältnissen heraus. In Europa haben wir wenige Millionäre, in Amerika mindestens eben so viele Milliarden. Jeder von ihnen ist eigentlich schon von Natur ein Trust für sich. Diese überreichen Kapitalisten muhten eines Tages auf den Gedanken verfallen, ob es ihnen nicht gelingen könne, ganze Unternehmungen in ihre Hand zu bekommen und ganze Industriegebiete mit ihren Nisenerträgen zu monopolisieren. Der Hauptunterschied zwischen den europäischen Kartellen und den amerikanischen Trusts scheint mir darin zu liegen, daß in Amerika die trustirten Unternehmungen gleichsam Privatbesitz sind. Da wurzelt denn auch die schlimmste Gefahr für die Bevölkerung, eine Gefahr, deren Tragweite sich einstweilen nur schätzen, aber noch nicht endgiltig übersehen läßt. Denn die Trusts begnügen sich nicht mit ihrer rein ökonomischen Wirksamkeit: sie werden zu politischen Machtfaktoren. Zunächst versuchen sie natürlich, die innere Politik des Landes in ihre Gewalt zu bekommen. Sie bemühen sich, durch Beeinflussung der Gesetzgeber den Schutz Zoll aufrecht zu erhalten. Und die Mittel, die sie zur Verfügung haben, sind so ungeheure, daß sie Alles kaufen können, was sich ihnen in den Weg stellt. Man hat die Summe, die der neue Trust durch die Konzentration der Betriebe allein an Geschäftskosten spart, auf etwa 80 Millionen Dollars geschätzt. Wenn davon jährlich nur die Hälfte für Bestechungen ausgegeben wird, so ist Das schon ein recht ansehnliches Pöfchen und man kann sich nicht wundern, daß der Schutz Zoll nach wie vor eifrige Verfechter in den Parlamenten findet, obwohl die Volksmassen unter den Ausbeutungsversuchen des Trusts schwer leiden. Selbst die sogenannten Ehrenmänner haben dort gewöhnlich ihren Preis.

Bei der inneren Politik bleiben die Machthaber der Trusts aber nicht stehen; sie versuchen, auch den Gang der auswärtigen Politik zu beeinflussen, und wir haben im spanisch-amerikanischen Krieg ein vorzügliches Beispiel dafür erlebt, mit welcher Skrupellosigkeit die Politik solcher Trusts vorzugehen pflegt.

Es wird die Aufgabe der geschichtlichen Forschung sein, später genau festzustellen, welchen Einfluß der amerikanische Zuckertラスト auf den Kampf um Kuba gehabt hat. Mit vollem Recht hat der russische Finanzminister in seiner letzten geharnischten Kundgebung das Bestreben der Trusts, Ausland und Inland zu gleicher Zeit zu brutalisieren, geißelt. So lange Amerika am Schutzzoll festhält, wird es von der Trustplage nicht befreit werden. An die Möglichkeit einer Antitrustgesetzgebung ist in den Vereinigten Staaten gar nicht zu denken, gerade weil der amerikanische Trust seinen Ursprung darin hat, daß sich Milliarden in den Händen weniger Privatkapitalisten anhäufen. Das kann man nicht verbieten; und daran muß jeder Versuch der Gesetzgebung zerschellen.

Man hat, wenn man die Dinge von der europäischen Seite des Ozeans aus betrachtet, das unbestimmte Gefühl, irgend ein göttlicher Wille müsse zürnend dazwischen fahren und den Thurmabau amerikanischen Größenwahns mit zündendem Blitzstrahl treffen. Nur ist mit solchen Betrachtungen leider nichts gethan; man wird vielmehr nüchtern zu erwägen haben, wie man dem unheilvollen Einfluß der Trusts auf die europäische Geschäftswelt entgegentreten kann. In England hat man die Situation richtig erkannt; dort herrscht panischer Schrecken vor der drohenden amerikanischen Invasion. Alle englischen Zeitungen sind des Jammerns voll. Nur in Deutschland, wo heute der Größenwahn nicht minder stark entwickelt ist als in Amerika, ohne sich aber auf die solide Geldbasis stützen zu können, verschließt man vorläufig noch solchen Erörterungen das wehleidige Ohr.

Was soll Deutschland gegen den Trust thun? Das probate Mittel, das bei uns stets zur Hand ist, heißt: Schutzzoll. Ich bin wahrlich kein privyilegierter Freihändler, — wie ich überhaupt die Unentwegten hasse. Aber ich würde doch nicht den Vorschlag wagen, man möge die deutschen Grenzen mit noch höheren Zollschranken sperren. Unsere Industrie ist auf die Ausfuhr nun einmal angewiesen und darf nicht dazu beitragen, den Kampf Aller gegen Alle heraufzubeschwören. Wir brauchen wichtige Stoffe vom Ausland, die wir uns nicht vertheuern dürfen. Aber wir könnten den nothwendigen Zollkampf aufnehmen, wenn Deutschland ein abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet wäre, wenn wir, wie Amerika, das Glück hätten, Rohstoffproduktion, Fabrikation und Konsumenten für die Produkte im

eigenen Lande zu haben. So liegen leider die Dinge nicht. Aber wir könnten und müssen den Versuch machen, uns ein solches abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet zu schaffen; und die Noth der Zeit drängt uns gleichsam von selbst dazu, mit Holland und Belgien Zollbündnisse abzuschließen und uns politisch oder ökonomisch mit Deutsch-Oesterreich zu vereinen. Im Hintergrunde dieser Entwicklung aber steht die heute noch so hochmüthig verachtete mitteleuropäische Zollunion. Ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet könnten wir mit einem Zollgürtel umgeben. Dann wäre zugleich eine andere Wirkung des amerikanischen Trustes überwunden. Die amerikanische Ausfuhr schädigt uns nämlich nicht nur im eigenen Lande, sondern auch auf dem Weltmarkt, wo uns kein Schutzzoll hilft; als Mittel bliebe uns dort nur die Organisation der Ausfuhr. Das heißt: um billig ausführen zu können, müßten wir schließlich doch im Inlande den Kartellen hohe Preise bewilligen. Haben wir aber durch einen geschlossenen Wirtschaftstaat das Absatzgebiet für unsere Industrie erweitert, so brauchen wir dieses gefährliche Mittel nicht anzuwenden.

Das ist die einzige Waffe, über die wir verfügen. Vielleicht brauchen wir sie gar nicht erst anzuwenden, vielleicht sieht die aufsteigende Sonne eines Tages nur noch die Trümmer des stolzen Trutzgebäudes. Vielleicht auch ruft man bald zum Konkursausrverkauf der Firma Größenwahn & Co. Vielleicht, — aber nicht wahrscheinlich; deshalb sollten wir, ehe es zu spät wird, die Waffen schmieden, um uns gegen die Angriffe der amerikanischen Milliardenäre zu schützen.

Plutus.



Notizbuch.

Frankreich amüsiert sich. Zwar wird, wie so oft schon seit anno Dreyfus, wieder von Staatsstreichversuchen und Komplotten gesprochen und Waldeck-Rousséaus Schwager, Herr Edwards, der Besitzer der sehr verbreiteten Zeitung *Le Petit-Sou*, behauptet, der Ministerpräsident wolle die Rolle Monks spielen und den Staat aus dem Chaos retten. Diesem Gerücht antworten die Legitimisten mit dem Ruf, Waldeck habe in seinem früheren Advokatenberuf ja schon genug Retterthaten vollbracht, da es seiner forensischen Schlaueit gelang, Giffel, Lebandy und Dreyfus der Strafe zu entziehen; ihm sei ein imperialistischer Streich wohl zuzutrauen und längst sei seine Intimität mit steinreichen Kapitalisten aufgefallen. Außerhalb dieses Gräppchens aber hat die Warnung des *beau-frère terrible* nur Heiterkeit erregt. Wo ist denn, fragt man, ein für Frankreich passender Karl Stuart, den ein neuer Monk zurückführen könnte? Höchstens wäre an den russischen General Napoleon zu denken. Dessen Zeit ist aber noch nicht gekommen. Und will Waldeck-Monk erst seinen Cromwell-Millerand sterben lassen, ehe er den entscheidenden Schritt zu einer Restauration wagt? Das Alles wird nicht ernst genommen. Der Ministerpräsident, der vom Standpunkt Stumms auf seine älteren Tage so plötzlich ins Gebiet des früher von ihm leidenschaftlich gehaßten Sozialismus vorschritt, bleibt ein psychologisches Räthsel; aber man bewundert seine Geschicklichkeit und freut sich der Ruhe, die er dem Lande gebracht hat. Von den Seineufem, vom Marsfeld und aus der Trokaderogegend werden die letzten Trümmer der Weltmesse weggeräumt, aber die gute Stimmung der Ausstellungszeit hat die Ruinen überlebt. Die Hochzeit des Kammerpräsidenten Paul Deschanel, den die *Wipholde* wegen seiner geschneiegelten Eleganz den *prince de la Cosmétique* nennen, wurde wie ein Volksfest gefeiert und eine Woche lang darüber gestritten, ob Deschanel — Herrn Loubets gefährlichster Konkurrent — richtig gehandelt habe, als er in der aus Chlodowechs Tagen stammenden Kirche statt des ehrwürdigen Fracks einen Gehrock trug. Auch sonst wurden Schneiderfragen lebhaft erörtert. Die männlichen und weiblichen Arbeiter der großen Schneidergeschäfte stritten und in der *ruo de la Paix*, dem Hauptquartier dieser Industrie, ging es geräuschvoll zu. Massenaufzüge wurden veranstaltet, die Studenten, die sonst nur bei Bullier mit den hübschen Schneiderinnen zusammentreffen, kamen vom anderen Ufer herüber und mischten sich ein und die Juweliere der allen Luxuskünsten geweihten Friedensstraße fürchteten bereits, sich auf Straßenaufstände gefaßt machen zu müssen. So schlimm wurde es nicht, trotzdem die Rationalisten die Gemüther durch die Behauptung zu erregen versuchten, die Ausständigen seien zum größten Theil Engländer und

Deutsche und der Strike habe den Zweck, die Worth, Redfern, Paquin, Beer, Doucet und Korfforten zu Gunsten der ausländischen Konkurrenz zu schädigen. Die Legende konnte nicht lange leben; denn welcher Pariser möchte freiwillig zugeben, die lutetischen Lugschwünder, das Ziel aller Damensehnsucht, seien von Ausländern angeferdigt? Auch sieht man den allerliebsten frisirten, soignirten, soajfirten Mädchen, die in Schaaren morgens vom Montmartre auf die Großen Boulevards strömen, allzu deutlich an, daß sie in Frankreichs Grenzen geboren sind. Die Strikenden forderten Beseitigung der Stülckarbeit, höheren Tagelohn und verbesserte hygienische Einrichtungen in den Werkstätten. Einundfünfzig Arbeitgeber schufen schnell einen Abwehrverband und erfanden ein ganz neues Mittel zum Schutz der Arbeitwilligen. Um die Mädchen nicht dem Einfluß der „Deher“ auszusetzen, die vor den Hausthüren lauerten, servirten die Prinzipale ihnen üppige Mahlzeiten und hielten sie so den Strahenumtrieben fern. Namentlich bei Paquin, dem Lieferanten der Schauspielerinnen und Cocotten, soll das Essen ausgezeichnet gewesen sein. Wieder ein Volksfest. Mittags und abends gingen tausend müßige Leute in die rue de la Paix, um zu beobachten, ob der revolutionäre oder der gastronomische Reiz stärker sein würde, um die Agitatoren aus beiden Lagern an der Arbeit zu sehen und das Gegröhl des Championliedes und der Carmagnole zu hören. Sehr arg wurde die Sache nicht; höchstens für ein paar Damen, die ihre neuen Tailorkleider nicht so früh, wie sie gewünscht hatten, im Bois spaziren führen konnten. Das Syndicat de l'Aiguille griff ein und nächstens wird der von Millerand geschaffene Conseil du Travail in dieser für Paris wichtigen Industrie Ruhe und Frieden wiederherstellen. Frankreich ist gar nicht zu Revolutionen gestimmt. Die Leute haben im vorigen Sommer und Herbst so viel Geld verdient, daß sie politisch nicht leicht gleich wieder zu verärgern sind. Während des Feilsjahres 1900 haben die 2174 französischen Sparkassen 740 872 847 Francs eingenommen und ihr Gesamtvermögen ist auf die stolze Ziffernhöhe von 3¼ Milliarden gestiegen. Die Bank von Frankreich hat 2½ Milliarden in Gold liegen und bei den drei beliebtesten Privatbanken haben die Depositen sich um 150 Millionen vermehrt. Das zeigt deutlicher noch als der Ertrag der Börsensteuer — die in den acht Jahren seit ihrer Einführung über 54 Millionen gebracht hat —, wie reich das Land ist. Das hält, trotz dem Kongregationengesetz und den radikalen Thorheiten des Kriegsministers André, einstweilen noch das Ministerium Waldeck-Roussieu und sichert die Republik vor legitimistischer oder bonapartistischer Ansetzung. Frankreich hat viel Geld verdient und kann sich nach Dergenzlust amüsiren.

* * *

Ich erhielt den folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr Harden, ich bin eigentlich kein Freund von Antikritiken. Jeder hat das Recht, Bücher zu schreiben (manchmal graut Einem ja selbst vor dieser Rechtsfälle) und Jeder hat auch das Recht, Bücher schauderhaft zu finden. Ich selbst mache von beiden Rechten Gebrauch und gern sogar vor dem gleichen Objekt. Mindestens einige Zeit später pflegen wir meine eigenen Bücher vielfach so Etwas wie einen Nibel zu erregen zu dem Geständniß: Das ist doch eigentlich eine arg minderwertige Waare. Und in solcher Stimmung habe ich schon manches Mal im stillen Winkel eines Rasteehanjes ein Zeitungblatt mit einer prägradenschwarzen Kritik über mich durchgesehen und habe nur friedlich über die Cigarre weg gesagt: Eigentlich hat der Mann Recht; nur gut, daß ers selbst nicht weiß. An den Worten des Herrn

Dr. Saenger im letzten Februarheft der „Zukunft“ hat mich denn eigentlich auch nur betroffen, was, streng genommen, gerade das Verächtliche und Wohlwollende darin ist, nämlich die Mahnung, ich hätte Besseres zu thun, als über Goethe festzureden und solche Improvisationen auch noch drucken zu lassen. Ich meine dagegen, daß man noch auf eine recht geraume Zeit über Goethe gar nicht genug öffentlich reden und schreiben kann. Ja, wir paar Goethe-Gebildeten sind uns wohl bald einig. Unter uns noch funkelneugelneue Gedanken über Goethe zu haben, wird nächstens ein Kunststück. Aber wie stehts mit den Massen? Wie groß ist denn die Ziffer Derer, für die Goethe und Alles, was an Weltanschauung hinter Goethes Namen steht, überhaupt schon existirt? Was will der Herr Kritiker lieber haben: daß vor ein paar tausend Menschen aus der Menge solche Gedanken wie meine vorgetragen werden oder daß eine Debatte darüber stattfindet, ob Goethe ein „Mädchenverführer“ oder ein „Fürstentknecht“ oder ein „Gotteslästerer“ gewesen sei? Zugestanden selbst, daß meine Gedanken nichts radikal Neues über Goethe enthalten, sondern nur mehr oder minder individuelle Zusammenfassung und Zuspitzung von Ideen, die in der feineren Goethe-Literatur längst überall herumschwimmen. Wenn der Vortrag aber einmal mündlich gehalten ist, so sehe ich durchaus nicht ein, warum er nicht auch gedruckt erscheinen soll, falls drei zureichende Gründe dabei erfüllt sind: erstens viele Hörer mir mittheilen, sie wollten das rasch Gehörte noch einmal nachlesen; zweitens die Möglichkeit besteht, daß noch Hundert oder Einige mehr der Goethefremden hier ein brauchbares Goethewort (sei es auch schon aus gehnter Hand meinetwegen bei mir) mitbekommen; und drittens ein Verleger sich einstellt, der das Blättchen Konzept, das sonst nach dem Vortrage Makulatur wäre, gern drucken will. Wie ungeheuer wahr ist es, daß man auf fünfzig Seiten (auf denen noch dazu beinahe nichts steht) nicht den ganzen Goethe analysiren kann! Gewiß ist Goethe „ein Bündel von Themen“, über die sich einzeln unzählige Druckbogen verbrauchen ließen. Gewiß läßt sich über Goethes Stellung „zum geschichtlichen Menschen“, zur Politik und Wirtschaft und zur Antike Unzähliges bemerken. Aber welche kuriose Annahme: weil ich „lautlos“ über diese Punkte hinwegglitte, thäte ich so „als ob sie ewige Wahrheiten entzielten.“ Das wird doch hineingelegt, nicht entnommen. Ich soll leugnen, daß unser Geistesleben seit Goethes Tod eine Bereicherung erfahren habe? Auch davon steht positio kein Sterbenswörtchen in meinem Vortrage; wohl aber fällt der Vortrag nach wie vor nur fünfzig Seiten und also steht natürlich Ungezaghtes auch von meinen eigenen Ansichten nicht darin. Meine paar Aphorismen auf diesen Seiten führen ein paar ganz in sich geschlossene kurze Gedankengänge durch, wie es das Salz gerade jedes populären Vortrages ist. Sie fassen Goethe in seinem Verhältnis zum Begriff Menschheit. Das schien mir wichtig an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts; daher auch der Titel, den ich so harmlos nehme wie möglich, aber doch eben in diesem ganz bestimmten Sinn. Ferner fassen sie Goethes Weltanschauung mit besonderer Berücksichtigung der Begriffe „Schuld“ und „Entwicklung“. Soll das Wertmaß sein, was Alles hierbei nicht eingehend behandelt ist, so wäre mir dann allerdings mein Kritiker viel zu sanft. Dann wollte ich mich erst einmal hinsetzen und mir selbst eine Rezension schreiben; die sollte ganz anders Herrn Büsche hernehmen. Vor Allem, weil er die Stellung des Dichters neben der des Denkers so vernachlässigt hat. In Wahrheit lag mir daran, ein paar Punkte klar zu geben statt unzähliger Andeutungen, zu denen gerade das Publikum, an das ich dachte, doch heute noch keine eigene Ausführung hat. Und im Innersten

habe ich auch noch obendrein über die Beziehungen zwischen Denker und Dichter so meine Privatmeinung, die ich allerdings hier nicht theoretisch begründen konnte. Ich bin jetzt vierzig Jahre alt und hoffe ja immerhin, noch Einiges mehr von mir zu geben als diese fünfzig Seiten. Und zuletzt nun noch ein Wörtchen zum „Stil“. Ich bin auch hierwieder der Allerletzte, nicht über schiefe Bilder gelegentlich zu lachen, auch bei mir selber. Wer nicht Kanzleideutsch schreiben will, schlägt leicht einmal ins Schwulstige. Das steckt uns Allen, Hand aufs Herz, heute mehr als je im Blut. Aber ein gewisser Comment muß da bei der Wiebergabe gelten. Das wird mir ein so ernster und ehrlicher Kritiker wie Herr Saenger selbst zugeben. Es geht nicht, Wörter einfach aus dem Zusammenhang zu reißen, in den sie organisch gepflanzt sind, zumal bei einer mehr oder minder mit Absicht poetisch gefärbten Rede. Wenn ich in der Kritik als mein Wort lese, daß „der sozial entlastete Mensch der wahrhafteste Champagnermensch der Zukunft“ sei, so muß ich allerdings lachen. Zu meinem Text aber sehe ich dazu wirklich nicht die mindeste Ursache. Dort ist der Ausdruck von langer Hand vorbereitet. Es ist das Bild gegeben, daß die ästhetischen Fähigkeiten und Wünsche in der Menschheit überall eine tiefere Schicht bilden, auf der die soziale Noth, die Noth des groben Daseinskampfes, gewöhnlich lastete wie der Druck auf dem Champagnergas. Im Moment der Entlastung sprudelten sie wie der entfesselte Champagner frei vor. In diesem Gedanken liegt für mich nicht nur ein rednerisches Bild, sondern eine Weltanschauung, die ich anderswo öfters vertreten habe und noch eingehend zu vertreten hoffe. Meine tiefste, innerlichste Auffassung vom Kesthetischen in allen Menschen, ja im ganzen Kosmos wurzelt hier und ich wüßte sie bei sorgsamstem Nachdenken immer noch nicht prägnanter auszudrücken als mit dem Champagner-Gleichniß. Erst auf diesem — einen ganzen Absatz füllenden — Gesamtbild ruht aber das Wort „Champagnermensch“, das natürlich ohne diesen Zusammenhang lächerlich ist. Der naive Leser der Kritik muß denken, ich dächte mir Champagnertrinken als Hauptthätigkeit des sozial befreiten Zukunftsmenschen. Genau so steht es mit dem anderen gerügten Bilde, daß Goethe der erste feste Punkt sei, „wo die Pappeln der Menschheit zusammenlaufen“. Im Text ist auch dieses Bild eine halbe Seite lang vorbereitet und nachher noch eine weitere halbe begründet. Ich wollte zeigen, wie es kommt, daß eigentlich unendliche Entwicklungslinien der ganzen Menschheit für uns in bestimmten Individuen sich verkörpern und so ein Einzelmensch perspektivisch Menschheit wird. Abstrakt kann man Das gewiß noch besser ausdrücken. Mein Vortrag soll aber in Bildern arbeiten und nicht abstrakt. Das Bild halte ich da vollkommen aufrecht. Und vollends die „Sternengröße“ von Michelangelos Moses. Auch dieses Bild ist vorbereitet durch die vorausgehenden Worte über den Sternenhimmel. Uebrigens kann man über Gefühl nicht streiten. Ich habe den Moses in meinem Zimmer vor mir hängen, während ich jetzt hier schreibe, und finde den Ausdruck einfach passend, heute wie damals. Es liegt Etwas in der Gestalt Michelangelos, das sich mir genau mit diesem Worte deckt. Und da giebt man halt, was man hat. Befehren kann man zu solchen Empfindungen Keinen. Ich lege meinen ganzen Ernst in das Bild. Mögen Andere lachen.

Friedrichshagen.

Wilhelm Bälzche.

Ort der Handlung: Ein Bureau in der Wilhelmstraße.

Der Rath: Ueber fünf Marx fünfzig für Roggen gehen wir auf keinen Fall hinaus.

Aber es hat doch keinen Zweck, jetzt schon die Karten aufzudecken. Wir lassen die Agrarier hoffen, die Freihändler sich um Luft und Athem schreien und überraschen nachher Beide. Motivirung? Du lieber Himmel! Wozu sind denn die Rückfichten der auswärtigen Politik erfunden? Die haben doch immer gewirkt und werden, via Verbauen, auf unsere Wangenheimer auch diesmal wieder wirken.

Der Redakteur: Ja... leider darf man sich aber nicht verhehlen, daß die auswärtige Politik nicht allzu populär ist, namentlich gerade bei den Ordnungsparteien, mit denen ich Fühlung habe. Roberts und so weiter war halb vergessen. Nun hat der Lärm wegen der Wandschurei wieder böses Blut gemacht. Auch Descaffés Rede und der ungerügte Hohn, womit die Ezechien im wiener Reichsrath unsere asiatische Politik überschüttet haben. Man fürchtet eine schlimme Wendung in China.

Der Rath: Wiegeln Sie ab! Wir standen nie besser mit Rußland als heute. Und Walbersee hat, seit er auf Weisung von hier alle pariser Operettenmelodien spielen läßt, die Herzen der Franzosen gewonnen. Wir vermiffen bei Ihnen den erneuten Hinweis darauf, daß der Marschall nicht nur Soldat, sondern auch Diplomat ist. Eigentlich in erster Linie. Daher seine glückliche Hand bei der Vorbereitung neuer Expeditionen, nach denen die Regirungen der verbündeten Mächte lethgen. Nur ein Bißchen Geduld. Unsere Selbstlosigkeit wird schon anerkannt werden. Wir kämpfen schließlich ja nur für Christenthum und Gessittung. Das sollten Sie vielleicht noch um eine Nuance stärker betonen.

Der Redakteur: Auch wir, Herr Geheimrath, haben unsere Grundsätze. Ich habe es stets mit Goethes Rath gehalten: „Darf man das Volk belügen? Ich sage: Nein!“ Und mit ihm weiter gesagt: „Doch willst Du sie belügen, so mach' es nur nicht fein!“ Dieses Epigramm ist Jahrzehnte lang mein Leitfaden gewesen und ich darf behaupten, daß ich die Aufgabe der Presse immer im Sinn des Meisters erfass hat. Nur ist die Situation jetzt etwas schwierig geworden. Unser Publikum wird mißtrauisch. Wir könnten einen greifbaren Erfolg brauchen.

Der Rath: Ihren Goethe, lieber Doktor, haben Sie doch vielleicht nicht ganz gut gelesen. Sie wollen immer noch zu fein machen. Erfolge! Die haben wir ja. Wir führen in China die Truppen. Wir diktiren die Friedensbedingungen und zwingen die anderen Mächte, uns zuzustimmen. Wir feiern Einzugsfeste und hängen Kriegstrophäen auf. Wir haben es dahin gebracht, daß Aller Augen neugierig auf die Gestaltung unserer Handelspolitik gerichtet sind. Etcetera. Das sind doch wohl Erfolge. Daß die Leute mißtrauisch werden, ist leider wahr. Folge unablässiger Berhegung, der die patriotische Presse eben entgegenarbeiten muß. Sagen Sie Ihren Lesern, es handle sich um Bettelungen, deren Urheber im Solbe des Auslandes stehen. Im Uebrigen könne man noch nicht Alles offen sagen, was die Lage aufklären würde. Wir hätten vor der dringenden Gefahr völliger Isolirung gestanden. Nur die vorsichtige Staatskunst der Regirung habe uns gerettet. Nächstens werde es vielleicht möglich sein, den Schleier von einem Intriguengewebe zu ziehen, das von langer Hand vorbereitet war. Schreiben Sie: Die Uneingeweihten können nicht ahnen, was hinter den Coulissen vorgeht. Und ähnliche Dinge, täglich, mit beständig gesteigertem Nachdruck.

Der Redakteur: Ja... ich fürchte nur, daß uns das Publikum nicht mehr glaubt.

Der Rath: Lieber Doktor, der alte Goethe war wirklich ein guter Menschenkenner.